P. o. germ. 617 gx

Hesekiel

Schwaning

oder

die Jesuiten und ihre Ränke in unsern Tagen.

Eine Zeitgeschichte

von

George Hesekiel.

Motto:

„Wir haben uns eingeschlichen wie Lämmer,
„Wir werden regieren wie Wölfe,
„Man wird uns verjagen wie Hunde,
„Wir werden uns verjüngen wie Adler!
(Prophezeihung des Jesuitengenerals Lorenzo Ricci von seinem Orden).

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1845.

133 a/Zg
A

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schwaning

oder

die Jesuiten und ihre Ränke

in unsern Tagen.

Eine Zeitgeschichte

von

George Hesekiel.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Herrn Doctor

Heinrich Eduard Foss

in

Altenburg

widmet dieses Buch

der Verfasser.

Schwaning

oder

die Jesuiten und ihre Ränke

in unsern Tagen.

Motto:

„Wir haben uns eingeschlichen wie Lämmer,
„Wir werden regieren wie Wölfe,
„Man wird uns verjagen wie Hunde,
„Wir werden uns verjüngen wie Adler!

(Prophezeihung des Jesuitengenerals Lorenzo Ricci von seinem Orden).

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Die gemischte Ehe.

Das edle Geschlecht derer von Schwaning wurde seit dem vierzehnten Jahrhundert zu der unmittelbaren Ritterschaft des fränkischen Kreises gerechnet und hatte seine Reichsstandesschaft bis zur Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation behauptet, ohne von irgend wem, der geringer war als Kaiser und Reich, etwas zu Lehn zu nehmen. Nachdem freilich waren die Schwaninge mit ihren Besitzungen, theils unter königlich bairische, theils unter königlich würtembergische Landeshoheit gekommen, und wenn sie sich auch im Anfange nicht gerade darüber freuten, so waren doch die beiden Vettern, die damals die beiden Linien des Hauses Schwaning repräsentirten, viel zu verständige Leute, als

Bayerische Staatsbibliothek München

daß sie sich hätten über etwas lange grämen sollen, was sie doch einmal nicht ändern konnten, überdies auch schon lange vorausgesehen hatten. Man wird weder unter den berühmten Kriegern noch unter den ehrwürdigen Priestern, weder unter den gefeierten Gelehrten noch unter den bald zum Himmel erhobenen bald verfluchten Staatsmännern Deutschland's einen Schwaning finden.

Die Schwaninge waren ein eigenes Geschlecht; sehr früh schon, nachdem der schöne Rausch des Ritterthums und dann dessen üble Folgen, das Faustrecht und die allgemeine Verwirrung vorüber waren, hatten die Schwaninge instinctartig erkannt, daß der Adel, trotz seiner stolzen Erinnerungen, seine politische Bedeutung verlieren müsse, wenn er seine Ansprüche nicht auf eine solidere Basis stütze, als fleckenlose Stammbäume und alte Erinnerungen. Die Schwaninge aber, obgleich sonst ganz ehrliche deutsche Leute, liebten ihr Geschlecht mehr, als das liebe Vaterland, das in hundert kleine Herrschaften zersplittert, in den Augen aller klugen Männer sehr bald zu einem bloßen Namen wurde. Die Schwaninge nun gedachten ihr

Haus bis in die spätesten Zeiten wohlzubestellen, wenn sie sein Ansehen, anstatt auf Fürstengunst, oder auf den bald vergessenen Ruhm einzelner Kriegsthaten, auf einen bedeutenden Besitz an Land und Leuten, auf einen soliden Reichthum begründeten. Diese Gesinnung wurde erblich in dem Geschlecht und so kam es, daß nach Auflösung des heiligen Reichs die Schwaninge zu den reichbegütertsten Edelleuten Frankens gehörten. Kein Schwaning hatte in dem langen Zeitraum mehrerer Jahrhunderte irgend ein öffentliches Amt begleitet, sie waren daheim geblieben als „Allzeit Mehreren" ihres Güterbesitzes und, was dabei zu bewundern war, sie waren nicht zurückgeblieben hinter ihrer Zeit, sondern rüstig fortgeschritten mit ihr. Da war keine Verbesserung, die nicht auf den Gütern der Schwaninge angenommen worden wäre, kein wohlthätiges Institut, das die Schwaninge nicht in ihrem Kreise unterstützt; dafür war das alte Geschlecht auch beliebt und geliebt bei Jung und Alt, mit ihm waren alle seine Unterthanen reich geworden und mancher große Fürst hätte die Schwaninge beneiden können um die Achtung, die sie in ihrer Zurückgezogenheit genossen.

Bald nach der Auflösung des heiligen Reichs starb mit dem sehr edeln und gestrengen Reichsritter Otto von Schwaning die ältere Linie des ehrsamen Geschlechtes aus und die seit dem fünfzehnten Jahrhundert getrennten Besitzungen kamen wieder in eine Hand.

Bernd von Schwaning, der das ganze Besitzthum seines Hauses wieder vereinigte, war der letzte seines Hauses, auf den sich der alte, häusliche, wohlthätige und kluge Charakter seiner Altvordern vererbt hatte, denn sein einziger Sohn, der, nach dem erwähnten Vetter, den Namen Otto empfangen, zeigte zu großer Betrübniß des Vaters von Jugend auf einen ganz entgegengesetzten Sinn.

Schon dem Knaben Otto war das alte Schloß und das Städtchen Schwaning, dem seine Ahnen den Namen gegeben, zu eng. Sein Vater sendete ihn nach Heidelberg auf die hohe Schule, wo seit Jahrhunderten alle Schwaninge studirt, aber er hatte wenige Freude von dem Aufenthalte des Jünglings dort.

Erstens machte Otto Schulden und das war unerhört bei einem Schwaning, zweitens aber, und das war das Schlimmste, hatte Otto mehrere

Liebschaften. Schrecklich, seit Jahrhunderten hatten die Schwanige irgend ein ehr- und tugendsames Fräulein gefreit und waren als exemplarische Ehegatten berühmt.

Dabei lobte man indessen den Fleiß, die Talente und die Kenntnisse des jungen Herrn, aber das vermochte den alten Edelmann nicht zu trösten.

„Otto ist ein Genie!“ entschied eine alte Tante mütterlicher Seits, die eine große Verehrerin Voltaires war.

„Entsetzlich, ein Schwaning und ein Genie!“ entgegnete der Vater und rief den Sohn von der Universität ab.

Der Sohn kehrte ins väterliche Haus zurück, aber er befand sich dort nicht wohl, die Unterthanen, an ihrem Herrn seit so lange ein leutseliges, freundliches Entgegenkommen gewohnt, klagten über den hochmüthigen Stolz, mit dem ihnen Otto gegenüber trat, und mit dem Vater verdarb es der junge Herr ganz, als er einst seine zukünftigen Unterthanen „Canaille“ nannte.

„Diese ehrenwerthen Leute,“ rief Herr Bernd von Schwaning zornig, „die Du junger Mensch Canaille nennst, sind meine liebsten und besten

Freunde, ihre Väter haben mit meinen Vätern Jahrhunderte lang Freud und Leid, Unglück und Glück, Regen und Sonnenschein getragen, Keiner von ihnen hat je die Schwaninge verlassen und für diese Treue schilt'st Du sie Canaille? — Nun freue ich mich über die Auflösung des heiligen Reichs, denn nach meinem Tode kannst Du doch nun nicht schalten und walten wie Du willst mit den Menschen, die mir anvertraut, die mir Brüder oder Söhne sind und wahrlich Söhne, an denen ich mehr Freude habe als an Dir!"

Seitdem sahen sich Vater und Sohn, obgleich sie in einem Hause lebten, nur noch selten. Der Vater sorgte in gewohnter Weise für seine Gutsunterthanen, während Otto studirte. Man kann nicht sagen, daß sich beide feind waren, denn sie liebten sich im Grunde doch, nur paßten ihre Gesinnungen zu wenig zu einander. Der Vater war ein fester Charakter, der Sohn ein eigensinniger, enthusiastischer Jüngling.

Nachdem die beiden Schwaninge in dieser Nähe und dieser Entfernung zugleich ein Jahr gelebt hatten, erklärte endlich Otto dem Vater, daß er gesonnen sei in bairische Staatsdienste zu treten. Der alte Mann billigte zwar diesen

Entschluß nicht, denn, wie wir wissen, war nie ein Schwaning in Staatsdiensten gewesen, aber er war es schon gewohnt, Otto ganz anders handeln zu sehen, als es üblich in seinem Geschlecht, darum wendete er Nichts ein. Der junge Herr von Schwaning ging nach München, bestand alle Examina in glänzender Weise und war in wenigen Jahren bis zum Regierungsrath avancirt.

Schulden, die der Vater des Namens Schwaning wegen bezahlte, machte er wie einst in Heidelberg, und von seinen Liebschaften sprach man selbst in München, das doch in diesem Punkte sehr tolerant ist.

Uebrigens schien sich Otto während der ersten Jahre seiner Laufbahn ziemlich zufrieden zu fühlen, doch hatte es keinen langen Bestand. Sein unerträglicher Hochmuth machte ihn verhaßt bei seinen Untergebenen, sein Eigensinn, noch mehr aber sein charakterloses Wesen entzweiten ihn mit seinen Collegen und seinen Vorgesetzten, obgleich diese ihn als tüchtigen Arbeiter schätzten, fühlten sich vielfach durch den unbeugsamen Stolz und die Empfindlichkeit Otto's verletzt. Dabei brachte ihn sein wüster Lebenswandel in

zahllose Verlegenheiten und endlich nahm der junge Regierungsrath, der Amtsarbeiten müde, von seinem tollen Leben blasirt, ohne weiter zu überlegen, den Abschied und kehrte nach Schwaning zu seinem alten Vater zurück. Dieser empfing den Sohn mit offnen Armen, der, wenn auch kräftige Alte sehnte sich nach der Stütze der Jugend, und Otto versprach für das Beste seiner Gutsunterthanen in der Weise seiner Väter zu sorgen, ein Weib zu nehmen und sich nach Kräften das Fortbestehen des alten Schwaningstammes angelegen sein zu lassen.

Der Vater traute den Versprechungen des Sohnes — warum sollte er auch nicht, die Schwaninge pflegten stets ihr Wort zu halten.

Und in der That, Otto ließ es sich eifrig angelegen sein, seinem Versprechen nachzukommen, an der Hand des Vaters besuchte er die Güter, redete freundlich mit Alt und Jung, beschäftigte sich mit der Landwirthschaft und wurde Vorsteher einiger Vereine, die sich auf seinen Gütern bildeten.

„Ja, ja," sagte der alte Herr, wenn ihn die Bauern in ihrer treuherzigen Weise zu dem vortrefflichen Sohne beglückwünschten, „ja, er wird

sein wie seine Väter, er wird mit euren Kindern so leben, wie ich mit euch, und ich denke, wir haben gut mit einander gewirthschaftet!"

„Ja, gnädiger Herr, so solls sein!" riefen die Bauern, und der alte Schwaning war sehr erbaut von der Sinnesänderung seines einzigen Sohnes. Er hatte auch Ursache zur Freude, denn, wenn Otto auch kein Genie gerade war, wie die alte Tante einst gesagt, so war er doch ein entschiedenes Talent, er griff Alles mit Lust und Eifer an der rechten Seite an und — was sehr zu bemerken ist — Otto hatte Glück. Leider fehlte ihm überall die Ausdauer, sein Enthusiasmus verrauchte schnell und er hatte keinen Charakter, der ihn in treuer Pflichterfüllung den Lohn seiner Bemühungen hätte finden lassen. Das trat aber jetzt weniger hervor, denn er fand, blasirt durch die Genüsse des Residenzlebens, in der That viel Geschmack an seiner neuen Thätigkeit und hatte gleich im ersten Jahre derselben das Glück eine Gattin zu finden, die seinen sowohl, als des Vaters Ansprüchen entsprach.

Wir haben hier von zwei Dingen noch zu reden, die ebenfalls zu den Charaktereigenthüm-

lichkeiten der Schwaninge seit langen Zeiten gehörten.

Das Geschlecht war katholisch, aber schon früh war eine in damaligen Zeiten seltene Toleranz allen Gliedern derselben eigen; protestantische, wie katholische Unterthanen lebten gleich angesehen unter der Herrschaft der Schwaninge, und das Beispiel der Herrschaft wirkte so günstig auf die Unterthanen zurück, daß man nie etwas von confessionellen Zerwürfnissen gehört hatte. Die Schwaninge waren sehr vorsichtig von je her in der Wahl der Geistlichen, denen sie ihre Patronatstellen conferirten, und hatten die katholischen Pfarrstellen durch das Einkommen so von sich abhängig gemacht, daß sie, trotz des hochwürdigen Domcapitels, ziemlich freie Wahl hatten unter den Präsentirten. Sie duldeten weder protestantische, noch katholische Zeloten in dem Kreise ihrer Besitzungen. Darum hatten auch mehrere Schwaninge nicht das geringste Bedenken getragen, sich protestantischen Fräuleins zu vermählen und Herrn Bernd's Mutter, eine Frau, deren Andenken der alte Herr sehr hoch hielt, war ebenfalls eine Protestantin gewesen.

Das andere, was wir noch erwähnen woll-

ten ist das, die Schwaninge, obgleich, wie wir wissen semper augusti, hatten fast immer arme Fräuleins geheirathet und in der ganzen Geschichte des Hauses kommt nicht ein einziges Beispiel einer Geldheirath vor. Im Anfange mochte dies wohl zufällig gewesen sein, mit der Zeit aber wurde es Sitte und es hieß allgemein im Frankenlande:

„Die Schwaninge freien wie's ihnen gefällt,
Sie freien nimmer um Gut und Geld!"

Deßhalb war auch „ein Schwaning" der Tag- und Nachtgedanke aller armen Fräuleins auf zwanzig Meilen in die Runde, und arme Edelleute mit sieben mannbaren Töchtern klagten nur, daß das edle Haus der Schwaninge nicht in sieben Linien florire, sie hätten gern jeden Erbherrn mit einer stiftsfähigen Gemahlin versorgt.

Nun wir diese beiden Umstände erwähnt haben, kann es nicht auffallen, wenn wir erzählen, daß die Wahl Otto's auf eine blutarme, protestantische Gräfin gefallen, die dem Sohne wegen ihrer hohen Schönheit und ihrer vorzüglichen Bildung gefiel, an dem Vater aber durch ihre sanfte, milde Weise, ihre Herzensgüte und

ihr praktisches, umsichtiges Wesen eine Eroberung machte.

Otto heirathete das herrliche Geschöpf, ganz im Sinn seiner Anschauungsweise, nur um dem Hause Schwaning einen Stammhalter zu geben und so einen Lieblingswunsch des alten Vaters zu erfüllen, von Liebe war keine Rede, und wenn auch seine Sinne nicht ungerührt bleiben konnten von der hohen Schönheit seiner jungen Gemahlin, so war er doch bereits gegen nachhaltigere Wirkungen derselben durch sein münch'ner Leben abgestumpft.

Die beiden Väter des jungen Ehepaars schlossen einen Familienvertrag, durch den das Witthum der jungen Frau festgestellt und bestimmt wurde, daß die Söhne katholisch, die Töchter aber protestantisch erzogen werden sollten. Uebrigens sollte kein Theil dem Andern auf keinerlei Weise in der Ausübung seiner Religion hinderlich sein.

Der alte Schwaning freute sich des gethanenen Werkes, seine ihm angeborne Toleranz sah in der protestantischen Erziehung seiner Enkeltöchter nichts Anstößiges, während Otto, der gar keinen Glauben hatte und in religiösen Din-

gen vollständig indifferent war, den Familienvertrag gleichgültig unterschrieb.

Die Ehe wurde katholisch und protestantisch eingesegnet und nach Jahresfrist war der sehnlichste Wunsch des alten Schwaning erfüllt, er schaukelte einen kräftigen Enkel auf seinen Knieen.

Der Knabe wurde nach dem Großvater Bernd genannt und bildete mit der, ein Jahr nach ihm geborenen, Schwester, Ottilie, und dem alten Schwaning ein liebliches Bildchen.

Die junge Mutter konnte die ersten Jahre ihrer Ehe wohl glücklich nennen, denn das heftige, eigensinnige Wesen ihres Gemahls schien sich in ihrer milden Gegenwart zu sänftigen, und sie fühlte in dieser Zeit nie, daß Otto sie eigentlich gar nicht liebe. Aufgewachsen unter Mangel, wirklicher Noth hatte die arme Antonie weder bei einer selbstsüchtigen, eiteln Stifmutter, noch bei einem schwachen, leichtsinnigen Vater die Liebe kennen lernen können; sie nahm ihres Gemahls, nicht gerade unfreundliches, Entgegenkommen für eheliche Liebe, war erquickt durch die ruhige, väterliche Zärtlichkeit des alten Schwaning und lebte, äußerlich wie innerlich, ein wahrhaft seliges Leben mit ihren beiden Kindern.

Der alte Herr von Schwaning lebte, besonders seitdem er, die Beschwerden des höhern Alters empfindend, den größten Theil der Verwaltung der Familiengüter in Otto's Hände gelegt, fast ganz mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkelkindern zusammen und hatte besonders an dem kräftig emporblühenden Bernd seine Freude, der seiner Meinung nach durch und durch ein ächter Schwaning war, was in seinem Munde ein großer Lobspruch.

Die Kinder mit inniger Liebe an der sanften, stillen Mutter hängend, kannten nach ihr Niemanden, der ihnen lieber gewesen, als der heitere Großvater, indeß sie vor dem Vater eine gewisse Scheu empfanden, die natürlich war, wenn man die Gleichgültigkeit bemerkte, mit der Otto seine Kinder behandelte. Er war nicht hart gegen sie, aber er bemerkte sie nicht, und das war mehr als hart und that der Mutter oft unendlich wehe.

„Lassen Sie ihn, liebe Antonie," sagte dann wohl tröstend der alte Schwaning, wenn er es bemerkte, „hat jedes Geflügel und jedes Gethier zwischen Himmel und Erde seine besondere Art

und Weise, warum soll sie der Otto nicht auch haben?"

Otto war in dieser Zeit in ein neues Stadium seines Lebens eingetreten; blasirt von einem geräuschvollen, wüsten Junggesellenleben war er nach Schwaning zurückgekehrt und hatte sich, um die Leere seines Innern auszufüllen, bei der Verwaltung seiner Güter in ausgezeichneter Weise betheiligt, besaß ein schönes, liebenswürdiges Weib und zwei hoffnungsvolle Kinder, dennoch wurde ihm das Leben, das er führte, zur Last. Die Geschäfte, die er vor wenigen Jahren mit Eifer übernommen, ekelten ihn an, er suchte sich Frieden zu erarbeiten in diesen äußerlichen Lebensbeschäftigungen, und als er ihn nicht fand, warf er die Beschäftigungen als eine unnütze Last von sich, ritt tagelang in den Wäldern umher, oder schloß sich in seinem Zimmer ein, was er da trieb, wußte Niemand.

Die Gutsunterthanen schüttelten die Köpfe, Antonie wagte schüchtern bei ihm nach der Ursache seines Kummers zu forschen, wurde aber in so rauher Weise abgefertigt, daß sich die sanfte Frau mit Thränen in den Augen von ihm zurückzog. Indeß schien Otto doch noch zu füh-

len, daß er auf solche Weise dem Versprechen zuwider handele, das er seinem alten Vater bei seiner Rückkehr aus München gegeben, und von Zeit zu Zeit ermannte er sich, nahm mit Eifer die nöthigen Arbeiten vor und leistete dann oft in kurzer Zeit Außerordentliches, so geschah es, daß eigentlich die Verwaltung nicht litt und keine Klagen zu den Ohren des alten Herrn von Schwaning kamen. Die sanfte Antonie klagte nie über das gleichgültige Wesen ihres Gemahls, weinte bittere Thränen, wenn er rauh mit ihr sprach, und kam ihm immer wieder freundlich entgegen, wenn er in weniger gereizter Stimmung war.

Solche stille, in sich gekehrte, weibliche Gemüther, wie Antonie, haben oft einen Schatz unmittelbaren Glaubens und sittlichen Ernstes, der sich ganz von selbst bei ihnen zu einem wahren, practischen Christenthum ausbildet, wenn man ihnen Gelegenheit und Raum zum Handeln giebt. Antonie hatte Gelegenheit und Raum dazu, sie war bemüht, ihren Kindern eine religiöse Erziehung zu geben und dem alten Großvater wurde oft ganz weich zu Sinne, wenn er die Mutter mit den Kindern reden hörte von den heiligen Geschichten, von dem Walten Got-

tes in der Natur und im Menschenleben, und der Greis konnte sich oft nicht genug wundern über die einfache, dem Kinderverstand zugängliche, zum Kinderherzen sprechende Weise, die Antonie anwendete, ohne irgend eine Anleitung dazu bekommen zu haben.

„Wo haben Sie das her, meine Tochter?" fragte er dann wohl und nickte zustimmend, wenn Antonie lächelnd nach Oben zeigte.

So wuchsen die Kinder unter den Augen des Großvaters und der Mutter heran, ohne daß sich Otto im Mindesten um sie bekümmert hätte, er war zufrieden, wenn sie sich ihm nett angezogen präsentirten und Ruhe hielten in seiner Gegenwart.

Antonie war Protestantin, bis jetzt konnte sie bei dem Unterrichte ihrer Kinder nicht auf die confessionellen Unterschiede gekommen sein, wenn auch natürlich alles specifischkatholische von selbst wegfallen mußte; sie hatte fast nie daran gedacht, daß eins ihrer Kinder für die katholische, das andere für die protestantische Kirchengemeinschaft bestimmt sei, jetzt aber, da es sich um die Wahl eines Hauslehrers für den fast zehnjähri-

gen Knaben handelte, fiel ihr dieser Gedanke schwer auf die Seele.

Nicht, als ob die sanfte Antonie die Katholiken gehaßt, oder verdammt hätte, — nein — aber sie hatte ihren Glauben, ohne Rücksicht auf confessionelle Unterschiede, lieb, weil er ihr eine Stütze, ein Trost gewesen in den traurigen Tagen ihrer Jugend, weil er ihre Freuden geläutert in den Jahren ihres Mutterglücks. Sie empfand es schmerzlich, daß ihr Sohn einer andern Kirche künftig angehören solle. Der Großvater hatte Otto schon mehrmals daran erinnert, daß er einen Lehrer für seinen Sohn kommen lassen solle, allein dieser hatte es bei dem geringen Interesse, das er an seinen Kindern nahm, unter den gehäuften Arbeiten, die er vor sich hatte, da er nur nach langen Pausen trüber Mißstimmung arbeitete, immer wieder vergessen; der kleine Bernd war im zehnten Lebensjahre; als Otto endlich, von seinem Vater gedrängt, nach München schrieb und einen seiner dortigen Freunde, mit dem er noch in einiger Verbindung war, bat, ihm einen Lehrer für seinen Sohn zu besorgen. Das Gehalt, was er bot, war sehr anständig, er verlangte dafür einen gewandten,

tüchtigen Lehrer, aber keinen bloßen Stubengelehrten.

Der Münchner Freund ließ auch nicht lange auf sich warten, er schrieb in einem langen Briefe, dessen unzählige Erinnerungen an das frühere Münchner Leben Herrn von Schwaning unangenehm berührten, daß er einen ausgezeichneten Menschen gefunden habe, ein Subject, das sich gewiß zum Erzieher eines Schwaning vorzüglich qualificiren und das dem Herrn Bruder in Venere et in Bacho gewiß conveniren werde, da es mit einer stupenden Gelehrsamkeit und großer Frömmigkeit eine feine weltmännische Bildung vereinige.

Otto von Schwaning theilte diesen Passus des Münchner Briefes, während des Diners, mit, zeigte sich zufrieden und ging gleichgültig zu einer andern Sache über.

„Na, wenn nur ein Viertel von dem wahr ist, was der Münchner Correspondent schreibt, so wollen wir Gott danken, Frau Tochter!" sagte der alte Schwaning

Der zehnjährige Bernd Schwaning freute sich, eben wie ein Kind, auf den Lehrer, von dem er sich Wunderdinge vorstellte, und wurde

nicht müde, der kleinen Ottilie von seinem Lehrer vorzuerzählen, während die Mutter mit Resignation, aber doch mit verzeihlicher Sorge der Ankunft des Mannes entgegen sah, der als erster Lehrer ihres Sohnes nothwendig einen bedeutenden Einfluß auf das künftige Schicksal desselben haben mußte.

Man erwartete den Lehrer nun täglich in Schwaning und selbst Otto bezeigte einige Male seine Verwunderung darüber, daß er noch nicht eingetroffen.

Der kühlere Abend eines warmen sonnigen Julitages hatte die Familie Schwaning ins Freie gelockt. Der alte Herr saß mit seiner Schwiegertochter auf einem lieblichen Plätzchen an der Abendseite des herrschaftlichen Hauses, das längst seine Bastionen und Bollwerke verloren und dafür mit einem Garten eingehegt war. Von diesem Lieblingsplatze des alten Schwaning aus übersah man, da das Schloß hoch gelegen war, weit und breit die anmuthige, wasserreiche Gegend, die von einer bewaldeten Hügelkette rings umschlossen mit ihren Dörfern und Weilern wirklich ein allerliebstes Landschaftsbild war. Dicht am Fuße des Schloßberges, von diesem nur

durch blühende Hecken geschieden, lag das Städtchen Schwaning, das seinen Namen von seinen Erbauern erhalten und deren Nachkommen noch immer als seine unmittelbaren Herren betrachtete. Ueber diesem reinlich mit bunten Sand bestreuten Plätzchen hielten vier uralte Eichbäume ihre grünen Arme verschränkt und bildeten so einen Laubdom, der mit seinem kühlen Schatten und seinem Blättergeflüster zu jeder Tageszeit des Sommers zum Ausruhen einlud.

Zwischen den Knieen des alten Schwaning, der mit seinen fast durchsichtig blauen Augen, seinen langen, schneeweißen Locken und seinem weißen Bart recht patriarchalisch ehrwürdig aussah, stand die kleine Ottilie mit ihren blonden Lockenköpfchen und schaute mit den hellen Augen unverwandt hinein in das Purpur und Gold der eben untergehenden Sonne, während sich der kecke Bernd munter mit einem mächtigen Hühnerhunde herumtummelte und allerlei kindische Spielereien mit dem gar ernsthaften Thiere trieb.

Antonie, die Mutter der Kinder, saß auf einem Tabouret neben dem Rollstuhl des alten Schwaning und ließ ihre sanften, blauen Augen

mit dem innigsten Ausdruck des Mutterglücks bald auf diesem, bald auf jenem ihrer Kinder ruhen. Eine feine, weibliche Handarbeit lag mit den sonst so fleißigen weißen Händen ungefördert in dem Schooße der glücklichen Mutter.

Schon seit einer ziemlichen Weile war nichts gesprochen worden unter dem Laubdach, man vernahm nur die laute Stimme Bernds, der seine getreue Dido commandirte, sie bald als Pferd, bald als Feind, bald als Freund und Bruder behandelnd. Vielleicht wäre diese friedliche, stille und doch lebenvolle Scene noch lange nicht unterbrochen worden, wenn nicht ein Diener in reicher aber altväterischer Livree aus dem Schloß heraus unter die Eichen getreten wäre und Herrn von Lissa mit noch einem Herrn gemeldet hätte, die in Abwesenheit Otto's der gnädigen Frau ihre Aufwartung zu machen wünschten.

Herr von Lissa war einer der ehemaligen münchner Collegen Otto's und sein nächster Gutsnachbar, gleich ihm gegenwärtig außer Dienst.

„Lassen Sie die Fremden doch hierher kommen, meine Tochter," sagte der alte Schwaning, da er sah, daß sich Antonie erhob. Die Dame nickte und einige Augenblicke später traten zwei

Herren unter die Eichbäume; die wir etwas näher betrachten müssen, da sie, wenigstens der Eine von ihnen, zu einer bedeutenden Rolle in unserer Erzählung bestimmt sind.

Herr von Lissa, ein junger Greis mit geistlosen Zügen, näherte sich gewandt der Dame vom Hause, küßte ihr mit geckenhafter Manier die Hand und sagte mit süßlicher Stimme:

„Sie verzeihen, meine Gnädige, daß ich sie so spät noch störe, aber ich hoffe nicht unwillkommen zu sein, da ich das Glück habe, einen längst Erwarteten in ihr Haus einzuführen, gnädigste Frau, hier Herr Barnesius schätzt es sich zur großen Ehre künftig mit ihnen zugleich ihren hoffnungsvollen Knaben zu einem tüchtigen Manne auszubilden!"

Während der langen Rede Lissa's hefteten sich Antoniens Augen unwillkührlich auf den hohen, schönen Mann, der sich würdevoll vor ihr verbeugte, mit klingender Stimme ihre Begrüßsung erwiederte und dann prüfend sein dunkeles Auge auf ihr ruhen ließ. Antonie wenig über mittelgroß, mußte aufschauen zu dem Manne, der ihres Lieblings Erzieher werden sollte. Herr Barnesius trug sein reiches, braunes Haar, ge-

gen die damalige Gewohnheit, in vollen Locken, deren Fülle und dunkle Farbe die Weiße seiner Gesichtsfarbe und die Feinheit seiner vollkommen regelmäßigen Züge noch mehr hervorhob. Die Augen des künftigen Lehrers blitzten wie zwei seltsame Räthsel unter der stolzen Stirn und der regelmäßige Bau seiner hohen, starken Gestalt wurde durch den gewähltesten schwarzen Anzug gehoben.

Mit dem Aeußern mußte Antonie mehr als zufrieden sein und auch der alte Schwaning ließ seine Blicke wohlgefällig auf dem Herrn Barnesius ruhen, als ihm dieser als Lehrer seines Enkels vorgestellt wurde.

Die Herren nahmen Platz und Antonie hatte trotz der zudringlichen Suade des Herrn von Lissa Gelegenheit zu bemerken, mit welcher Gewandtheit der schöne, vornehm aussehende Mann auf die knabenhaften Ideen des kleinen Bernd einging, der auf die Nachricht, daß sein Lehrer gekommen, seine Dido verlassen und sich mit kindlicher Zutraulichkeit dem ihm völlig fremden Mann genähert hatte.

Auch Ottilie mischte sich naiv in das Gespräch Bernd's mit seinem neuen Lehrer und die-

ser sagte mit herzgewinnender Freundlichkeit: „wir werden bald recht gute Freunde mit einander werden, meine lieben Kinder, und sehr viel Schönes zusammen lernen!"

Der alte Schwaning hörte das und sprach halblaut zu Herrn Barnesius: „um jeder Irrung vorzubeugen, mein Herr, erlaube ich mir ihnen gleich jetzt zu bemerken, daß mein Enkel allein ihr Zögling sein wird. Die Mutter der Kinder ist Protestantin und ihre Tochter wird dem Zusatzartikel zum dritten Paragraph des Ehecontracts nach protestantisch erzogen!"

Ein feines Lächeln, dessen Character sich nicht leicht bestimmen ließ, spielte um die vollen, frischen Lippen des Herrn Barnesius, er nickte beistimmend zu der Rede des alten Herrn und erwiederte dann halblaut:

„Ich weiß das, mein Herr von Schwaning, aber ich sollte meinen, daß bei so jungen Kindern noch gar nicht die Rede zu sein brauche von den confessionellen Unterschieden, ich meinte, Kinder müßten so lange als möglich einfach Christen bleiben, so spät als möglich erst, es wird doch immer noch zu früh stattfinden, sich sondern

in ein protestantisches und katholisches Feldlager!"

Antonie vernahm diese Aeußerung Barnesius mit innerer Freude, dieser fuhr fort:

„Und dann, gnädiger Herr, giebt es ja doch so manche Kenntnisse, die, in gar keiner Berührung mit der Confession, dennoch sehr wünschenswerth für eine junge Dame von Stand sind!"

„Wenn Sie es so verstehen, mein Herr, so sind wir einig," versetzte gutmüthig der alte Schwaning, „übrigens haben Sie mir aus der Seele gesprochen mit dem, was sie sagten, ich freue mich, daß mir in meinen alten Tagen die Freude wird, einen katholischen Priester jene Grundsätze der Duldung aussprechen zu hören, die mein Geschlecht seit Jahrhunderten practisch geübt hat. Oder täusche ich mich, sind Sie kein Priester?"

„Sie irren sich nicht, Herr von Schwaning," entgegnete Herr Barnesius, „ich bin Priester und war Mitglied der propaganda fidei, lange Zeit habe ich den Christenglauben und mit des Herrn Hülfe nicht ohne Erfolg gepredigt auf der Ostküste Afrika's. Ein Eiferer für die Confession bin ich dorthin gegangen, als ein Eife-

rer für die Religion bin ich zurückgekehrt. Zwar halte ich noch immer fest an den Satzungen der römischen Kirche, deren Priester ich bin, aber ich bin kein Priester zum Verfluchen, sondern zum Segnen. Die Protestanten sind mir liebe und werthe Christenbrüder, die ich nicht verdamme, sondern nur beklage, daß sie sich einen schwerern Weg zum Heil gesucht, als den, den ihnen die Kirche zeigt!"

„Sie glauben also, daß Protestanten selig werden können?" fragte der alte Schwaning eifrig.

Der Priester lächelte mild, forschend sah er dann den alten Herrn an und entgegnete: „Wer kann es wagen, Gottes Gnade vorzugreifen und zu richten, ehe er gerichtet hat, „wer da glaubet und getauft ist, der soll selig werden," steht geschrieben!"

Der alte Edelmann nahm dies für eine Bejahung seiner Frage und sagte gerührt: „Ich hab's lange gewußt, daß meine Mutter selig geworden ist, es ist mir eine hohe Freude, es von Ihnen bestätigt zu hören, mein Herr!" dann versank er wieder in Erinnerungen, wie seine Gewohnheit war, und überließ Herrn Barnesius den

Kindern, die ihn mit verschiedenen Fragen bestürmten.

Herr von Lissa, der sich sehr gern reden hörte, hatte unterdessen mit großer Selbstgefälligkeit sich selbst von sich selbst unterhalten, denn im Strome seiner Redensarten bemerkte er nicht, daß Antonie nicht ein Wort von dem vernahm, was er ihr sagte, sondern aufmerksam den neuen Lehrer ihres Sohnes beobachtete, gespannt auf jedes seiner Worte lauschte und sehr befriedigt von dem Resultat ihrer Beobachtungen, in ihren Mienen eine hohe Freude verrieth.

Jetzt erschien auch Otto von Schwaning unter den Eichen; er war noch immer ein stattlicher Mann, wenn auch die innere Unzufriedenheit, sein rastloses Suchen nach Befriedigung tiefe Furchen in seine Stirn gegraben. Seine Gesichtszüge hatten etwas Unheimliches durch den beständig wechselnden Ausdruck, und in seinen Augen brannte noch immer ein leidenschaftliches Feuer. Otto's Bewegungen waren, wenn auch nicht unedel, so doch heftig und hastig, in seinem gangen Wesen sprach sich die Friedlosigkeit aus, die ihn von Jugend auf beherrscht und seinen Vätern und Urvätern so unähnlich ge-

macht hatte. Seine Körperhaltung war bald gezwungen, bald nachlässig, sein Anzug ein elegantes Jagdcostüm, das er, in diesem Stück seinem Vater ähnlich, vom Morgen bis zum Abend zu tragen pflegte. Hastig grüßte Otto die Seinigen, gleichgültig die Fremden und warf die arme Dido, die ihn umschmeichelte, mit einem heftigen Fußtritte von sich.

Betrübt schlichen sich Bernd und Ottilie zu dem winselnden Liebling und suchten ihn durch verdoppelte Freundlichkeit für die erduldete Mißhandlung zu entschädigen.

Es gab der sanften Antonie allemal einen Stich durch die Seele, wenn ihr Gemahl so roh und heftig auftrat, heute senkte sie ihr Auge, sie hätte den Priester jetzt um keinen Preis ansehen mögen.

Otto setzte sich nieder, „es ist Dir doch recht, Vater," begann er hastig, „ich habe unsern Kaplan heute Abend zu Tische gebeten, er begegnete mir, als ich heraufritt, und da ich nicht zu ihm in die Kirche komme, so dachte ich, ich müsse ihm auf eine andere Weise eine Höflichkeit erzeigen!"

„Es ist gut, mein Sohn!" antwortete der

alte Schwaning, und Otto fuhr zu Barnesius gewendet fort:

„Es wird ihnen angenehm sein, mein Herr, gleich am heutigen Abend die Bekanntschaft eines Mitarbeiters im Weinberge des Herrn zu machen!“

„Ich kann mich nicht sehr auf die Bekanntschaft eines Geistlichen freuen, Herr von Schwaning,“ versetzte Barnesius sehr ruhig, aber sehr ernst, „der sich an den Tisch eines Beichtsohnes setzt, der ihm offen seine Nichtachtung durch den Nichtbesuch seiner Kirche zu erkennen gegeben!“

Staunend sah Otto den kühnen Priester an.

„Es ist auch nicht viel zu unserm Kaplan,“ sagte der alte Schwaning.

Indem meldete man den Herrn; dieser, eine kleine, runde Figur mit kleinen, enggeschlitzten Augen, verneigte sich kriechend höflich vor dem Herrn von Schwaning, und schien keine besondere Notiz von den übrigen Anwesenden zu nehmen.

Jetzt ging man zu Tisch und die Kinder wurden entfernt.

Das Mahl, nach der Sitte der Schwaninge reichlich, verging ziemlich einsylbig, nur

Herr von Lissa und der katholische Kaplan sprachen. Der alte Schwaning und Antonie redeten nie viel, Otto schien nicht in der Stimmung dazu zu sein und Barnesius war, wie natürlich, noch zu fremd in dem Kreise und mit Beobachten beschäftigt. Nur an Antonie richtete der Priester einige Worte, mit denen er seine Freude darüber aussprach, daß es ein so hoffnungsvoller, geistig und leiblich gesunder und kräftiger Knabe sei, der seiner Leitung anvertraut werden solle.

Antonie dankte freundlich in herzlicher Weise.

Plötzlich mischte sich der alte Herr von Schwaning in das Gespräch seines Kaplan's mit Herrn von Lissa und sagte unwillig:

„Wie, meine Herren, sie sprechen den Protestanten die Seligkeit ab?"

„Allerdings, mein gnädiger Herr," entgegnete der Kaplan, „„nulla salus extra ecclesiam!““

„Lassen Sie ihr verdammtes Latein," fuhr der alte Edelmann auf, „ich hab's vergessen, wenn Sie aber behaupten, die Protestanten seien des Himmels unwerth, so kann ich Ihnen sagen, daß ich Protestanten kenne, die viel mehr werth sind, als Tausende von Katholiken!"

„Gewiß ja, mein gnädiger Herr," demonstrirte der vom Wein etwas aufgeregte Kaplan, „als Menschen, aber nicht als Christen, virtutes paganorum, — wollte sagen, „die Tugenden der nichtkatholischen Christen sind nur glänzende Laster," sagt St. Augustinus!"

„Was scheert mich Ihr Augustin," sagte Herr von Schwaning, „ich bin ein guter katholischer Christ gewesen, fast achtzig Jahr lang, aber wenn die Protestanten nicht in Ihren katholischen Himmel kommen, so will ich an den Ort gehen, wo meine Mutter ist, die eine Protestantin war, an den Ort, an den hier meine Tochter kommt, die auch Protestantin ist, und ich stehe Ihnen dafür, an dem Orte wird's eher besser, als schlechter sein, als in Ihrem katholischen Himmel. Wer war denn der Augustin, der eine solche Dummheit gesagt hat?"

Der Kaplan, der jetzt einsah, daß er zu weit gegangen, schwieg verlegen, Otto und Herr von Lissa blickten sich lächelnd an.

Barnesius nahm jetzt ruhig das Wort und sagte:

„Der heilige Augustinus war ein gelehrter und frommer Bischof, übrigens bezieht sich die

Stelle, die der Herr Kaplan citirte, nur auf die Heiden, nicht aber auf die Protestanten, die damals noch gar nicht existirten, und auch in ihrer Beziehung auf die Heiden muß das Urtheil des frommen, aber nicht infallibeln, Augustin limitirt werden!"

Der Kaplan mochte sich über den neuen Gegner ärgern und ihn um den Beifall beneiden, den er bei dem alten Herrn von Schwaning fand, er stürzte hastig sein Glas hinunter und erwiderte heftig:

„Die Kirche hat aber doch zu mehreren Malen die Verdammung der protestantischen Ketzer ausgesprochen!"

„Herr Kaplan, ich verbitte mir in meiner Gegenwart eine solche Benennung derjenigen Christen, zu denen meine Mutter gehört hat, zu denen meine Tochter und meine Enkelin gehören!" sagte der alte Edelmann ernst.

Der Kaplan stammelte eine Art von Entschuldigung, wurde aber immer heftiger und konnte kein Wort erwidern, als Barnesius ihn ganz sanft fragte, wo denn die heilige Kirche das Anathema über die Protestanten gesprochen. Sei es nun, daß der Kaplan die Schlüsse des Tri-

dentiner Concils namentlich wirklich nicht kannte, die zahllosen päpstlichen Bannflüche wenigstens nicht zu nennen wußte, oder daß ihn nur in diesem Moment der genossene Wein, der Aerger und die Art und Weise des Herrn Barnesius verwirrten, kurz er blieb die Antwort schuldig und redete kein Wort weiter.

„Diese ignoranten Eiferer," sagte Barnesius nach einer kleinen Pause, zwar leise, doch so, daß er von Antonie gehört werden konnte, zu dem alten Schwaning, „schaden der Kirche weit mehr, als man denkt, sie sind es, die uns der Schmach aussetzen, daß man uns intolerant nennt; die Kirche lehrt Duldung und Segen, und ihre Diener, unwissend und darum um so hochmüthiger, predigen das Anathema. Unwissende Priester haben die christliche Kirchengemeinschaft getrennt, die Kirche stößt nur die verstockten Sünder, nicht aber Irrende von sich, die Kirche ist eine liebende Mutter!"

Barnesius hatte am ersten Abend seines Aufenthaltes in Schwaning das Herz des alten Edelmanns gewonnen, Antonie konnte nicht umhin einen solchen Priester zu achten, aber den Kaplan hatte er sich zum Feinde gemacht.

In den folgenden Tagen begann Barnesius den Unterricht des kleinen Bernd, Mutter und Großvater hatten eine innige Freude über Lehrer und Schüler, die bald unzertrennlich wurden, auch die kleine Ottilie hing mit kindlicher Liebe an dem Lehrer ihres Bruders, der, wie sie sich ausdrückte, „ein ganz klein wenig" auch ihr Lehrer war, denn sie durfte den Bruder begleiten auf seinen Spaziergängen mit Herrn Barnesius, auf denen dieser den Kindern practischen Unterricht in der Pflanzenkunde, Steinkunde u. s. w. ertheilte; vielleicht gab es nicht einen Zweig menschlichen Wissens, in welchem Herr Barnesius nicht bewandert gewesen wäre. Dabei besaß er im hohen Grade jenes seltene Lehrtalent, das auch die trockensten Gegenstände für den Schüler ansprechend zu machen weiß.

Einige Jahre vergingen so, Bernd, mit natürlichen Anlagen verschwenderisch begabt, machte glänzende Fortschritte in allen Branchen des Unterrichts, die Mutter war mit dem Lehrer außerordentlich zufrieden, denn nie bemerkte sie, daß er irgendwie religiös unduldsam war, und tröstete sich endlich ganz und gar darüber, daß ihr Sohn nicht eines Glaubens mit ihr, denn wenn

er ein Katholik wurde, wie sein Lehrer, so war sie über sein Seelenheil beruhigt.

Der alte Herr von Schwaning alterte sehr; fast blind und fast stumpf an Geist überließ er sich ganz der liebevollen Pflege Antoniens und der treuen Fürsorge alter Diener.

Otto war alleiniger Gebieter auf den Schwaningischen Erbgütern, aber eine finstere Melancholie trat jetzt bei ihm an die Stelle seiner sonstigen Unruhe und machte ihn oft Tage lang untauglich für jede Arbeit, wie für jede Gesellschaft.

Antonie mußte unendlich viel dulden und leiden von ihrem Gemahl, der sich nicht scheute, in der rohesten Weise gegen sie aufzutreten, selbst in Gegenwart der Dienerschaft.

Die alten, treuen Diener, die ihre sanfte gütige Herrin fast anbeteten, unterließen nicht, den alten Herrn von Schwaning von dem Benehmen seines Sohnes zu unterrichten, und der Greis, unfähig selbst noch aufzutreten, bat Herrn Barnesius, seiner Schwiegertochter mit Rath und That beizustehen und wo möglich auf das Gemüth seines Sohnes einzuwirken.

Der Priester, der drei Jahre lang dem

Vater seines Zöglinges ganz fremd gegenüber gestanden, näherte sich ihm jetzt, doch schien sein Einfluß auf Otto nicht zuzunehmen, denn der finstere Groll, der sich der Brust des jüngern Schwaning bemächtigt hatte, setzte sich immer fester und trat immer greller hervor.

Mehr Glück hatten Barnesius Bemühungen bei Antonie, vertrauungsvoll, als zu einem rechten, christlichen Priester, gab sich die kindlich-fromme Frau seinem Zuspruche hin, und der katholische Priester war bald der geistliche Rathgeber und Tröster der hartgeprüften, protestantischen Edeldame.

Otto's Vater fühlte sein Ende herannahen, und Antonie, die den alten Mann herzlich und kindlich geliebt, sah voraus, daß mit ihm auch das letzte Schild fallen werde, das sie bis jetzt doch noch einigermaaßen gegen die Tirannei, gegen die rohe Laune ihres Gemahls geschützt.

Auch der alte Herr von Schwaning, der gegen das Ende seines Lebens noch einmal in Besitz seiner ganzen geistigen Kraft zu kommen schien, erkannte das und fragte Herrn Barnesius, wie er auch noch im Tode Antonien schützen könne.

Der Priester sann eine Weile, dann sagte er: „Sichern Sie Ihrer Frau Tochter, so wie Fräulein Ottilie eine unabhängige Stellung!"

Der alte Herr folgte dem Rathe des Priesters und vermachte aus seinem baaren Vermögen, außer zahlreichen Legaten an die alte Dienerschaft, ein Capital von 800,000 Thalern an seine Tochter Antonie und deren Tochter Ottilie. Herr Barnesius war zum Curator dieser Summe ernannt worden, ihm selbst aber hatte der Herr von Schwaning, auf seine ausdrückliche Bitte, ein Legat nicht vermacht.

Otto hatte sich um alle diese Dinge gar nicht bekümmert, und auch das endliche Hinscheiden seines alten Vaters vermochte ihn nicht aus seiner finstern Apathie zu wecken. Auch bei Eröffnung des Testamentes zeigte er nicht die geringste Verwunderung über das starke Capital, das seiner Frau verschrieben, und glaubte nur Herrn Barnesius durch das Geschenk eines prachtvollen Brillantringes darüber trösten zu müssen, daß er im Testamente nicht bedacht, er schrieb das nur der Vergeßlichkeit seines Vaters zu, und Herr Barnesius fand nicht für nöthig, sich gegen ihn weiter darüber zu erklären.

Da Otto Universalerbe und natürlicher Nachfolger seines Vaters in den großen Schwaningischen Erbgütern war, diese auch in der letzten Zeit ganz und gar allein verwaltet hatte, so änderte der Tod seines Vaters weder in seinem äußern, noch seinem innern Leben etwas, nur Antonie und ihre Kinder vermißten schmerzlich den von ihnen so sehr geliebten, ehrenwerthen alten Herrn.

Barnesius wurde ihnen unentbehrlich.

II.

Ein Schwärmer.

Otto von Schwaning bewohnte, schon seit seiner Jugend, den ältesten Theil seines Ahnenschlosses, den Flügel, der nach Mitternacht das Viereck schloß, welches die in verschiedenen Zeiten gebauten Theile der Stammburg bildeten. Während nach Morgen und Mittag namentlich helle, freundliche Zimmer, modern hergerichtet, eine sogar elegante Wohnung boten, hatte der sogenannte Thurmflügel ganz sein mittelalterliches Ansehen behalten. An einen mächtigen, viereckigen Thurm lehnten sich dort rechts und links drei düstere unregelmäßige Gebäude, die mit Erkern und Brüstungen, großen und kleinen Fenstern, finstern Treppen, breiten Corridors, kleinen Gemächern und gewaltigen Sälen in einem selt-

samen Gegensatz zu der hellen, freundlichen Wohnlichkeit des Morgen- und Mittagsflügels standen.

Antonie wohnte mit ihren Kindern auf der Morgenseite, ebenso Herr Barnesius; die Wohnung des alten Schwaning gegen Mittag stand gegenwärtig leer, Otto hatte, wie gesagt, den Thurmflügel gegen Mitternacht inne und traf sich mit seiner Familie nur Mittags und Abends beim Essen auf dem neutralen Gebiete eines kleinen Speisesaals, der im zweiten Stockwerk des Abendflügels gelegen war.

Selten kam Jemand in den von Otto bewohnten Theil des Schlosses; zu seinen Zimmern, die im alten Thurm selbst belegen waren, hatte nur ein alter Kammerdiener, der seinen Herrn schon auf die Universität begleitet hatte, Zutritt.

Wir haben schon erwähnt, daß Otto Schwaning oft Tage lang einsam in seinen Thurmzimmern blieb. Niemand wußte was er dort trieb und zum Aerger der ganzen neugierigen Schloßdienerschaft war der alte Kammerdiener, Herr Meischka, wie er sich gern nennen hörte, die Verschwiegenheit selbst.

Wir wissen nicht, ob Herr Barnesius neu-

gierig gewesen, Otto's geheimnißvolle Beschäftigungen kennen zu lernen, oder ob er Antoniens Ansicht theilte; die liebenswürdige Frau meinte nämlich, Otto triebe in seiner Einsamkeit gar Nichts, sondern gäbe sich ohne Widerstand seinen finstern Grübeleien hin. Zum Theil mochte Antonie recht haben, aber wenn Herr Barnesius von vornherein überzeugt war, daß bei einem so unruhigen Menschen, wie Otto, an eine so lange und so häufige geschäftslose Einsamkeit nicht zu denken, so sollte ihn gerade ein Zufall über die geheimen Beschäftigungen Schwanings belehren.

Barnesius fand nämlich auf einem der Spaziergänge, die er täglich mit seinem Zöglinge rings um das Schloß herum machte, unter Otto's Fenstern ein frischbeschriebenes, halbdurchgerissenes, zerknittertes Papier.

Mit feinem Lächeln betrachtete der Priester seinen Fund, dann gab er Bernd für diesen Vormittag Urlaub und schloß sich in sein Zimmer ein.

Das Blatt enthielt eine schwierige kabbalistische Aufgabe; wer Otto's Charakter kannte, dem war es erklärlich, wie es damit gegangen. Er hatte die Aufgabe nicht zu lösen vermocht,

in seiner Heftigkeit das Blatt zerrissen und zerknittert zum Fenster hinausgeworfen.

Barnesius setzte sich ruhig an seinen Schreibtisch und prüfte wohl eine Viertelstunde lang die Aufgabe und die von Otto versuchte Lösung derselben: „Bei meinen Gelübden," sagte er endlich, „keine Schülerarbeit, hätte nicht gedacht, daß der Hitzkopf so viel Kenntnisse besäße, ihm fehlt nur die Uebung und vor Allen die Bekanntschaft mit den Männern, die ihm vorgearbeitet. Diese Aufgabe hat längst ihre Lösung gefunden!"

Er holte ein Buch von dem Repositorium, blätterte eine Weile, dann sagte er wieder: „Richtig, dachte ich's doch, Einer von Nostris hat sie ausgezeichnet gelöst!"

Dann schrieb er eifrig und überlas eben selbstzufrieden seine Arbeit, als der Bediente meldete, daß servirt sei.

Barnesius ging, Antonie war noch nicht im Speisesaal, Otto ging mißmuthig und finster, wie gewöhnlich, mit hastigen Schritten auf und ab. Er mußte sehr übler Laune sein, denn er begrüßte den Priester kaum, gegen den er es doch für gewöhnlich nicht an Höflichkeit fehlen ließ.

„Kann ich Ihnen vielleicht dienen, Herr von Schwaning?" sagte Barnesius ruhig, indem er Otto das gefundene Blatt und das, was er geschrieben, überreichte.

Otto warf einen forschenden Blick auf die Schrift, eine Art von Freude blitzte über seine düstern Züge. „Besuchen Sie mich heut Nachmittag um fünf Uhr, Meischke wird Sie abholen!" flüsterte Otto hastig und schob die Papiere in seine Tasche, um sie Antoniens Blicken zu entziehen, die eben mit den Kindern eintrat.

Auf dem Gesichte des Priesters wurde auf einen Moment, aber nur auf einen, ein Zug sichtbar, in dem sich Triumph und Hohn auf seltsame Weise mischten, sich höflich aber kalt verneigend trat er von Otto zurück und ging Antonien grüßend entgegen.

Das Mittagsmahl war einsilbig wie gewöhnlich.

Wie konnte ein Mann, wie Otto, im neunzehnten Jahrhundert sich mit solchem Interesse einer ganz unfruchtbaren Wissenschaft hingeben, die völlig antiquirt, die seit den Tagen des Mittelalters beinahe vergessen war?

Wir wissen auf diese Frage keine Antwort

und geben dem Frager nur zu bedenken, daß ein ruheloser Geist, von allem Gewöhnlichen übersättigt, oft nach dem Unsinnigsten greift um die Leere seines Innern auszufüllen.

Ein Zufall hatte dem Herrn von Schwaning ein altes kabbalistisches Buch in die Hände gespielt, die Sache war ihm neu, ganz fremd, das reizte ihn; und wie er Alles, was er that, mit großem Eifer begann, so hatte er sich auch in der Kabbala sehr bald recht hübsche, wenn auch einseitige Kenntnisse erworben. Nun aber haben alle Wissenschaften der Art wenigstens das Zauberische und Dämonische, daß sie den, der sich ihnen zugewendet, schwer wieder loslassen, sie bestricken nach und nach seinen Geist und locken ihn mit der Hoffnung einer endlichen Lösung ihrer Räthsel in ein Labyrinth, aus dem kein Ausweg möglich.

So war es auch Otto von Schwaning gegangen, aus Neugierde hatte er begonnen Kabbala zu studiren, er ging auf dem einmal betretenen Wege fort, nicht weil er wollte, sondern weil er mußte und Jahre lange kabbalistische Beschäftigungen hatten ihn endlich dahin gebracht, diese fruchtlosen Bemühungen als die

Hauptaufgabe seines Lebens anzusehen: daß er den Frieden, den er anfänglich in der Kabbala gesucht, nicht fand, wissen wir bereits, aber dennoch hielt ihn das nicht von weiteren Forschungen ab.

Diese Lieblingsbeschäftigung hatte Otto's Geist in dieser Zeit bereits so bestrickt, war so zur Manie geworden, daß er jede Stunde für verloren hielt, die er andern Arbeiten schenken mußte.

Wir wissen nicht, was den Edelmann bewog, seine Beschäftigungen in ein solches Geheimniß zu hüllen. War es vielleicht wieder das schon erwähnte dämonische Element, das, um für Otto den Reiz zu erhöhen, ihn bewog, sich in ein geheimnißvolles Dunkel zu bergen?

Pünktlich zur bestimmten Stunde erschien Herr Meischke, um den Priester zu seinem Herrn zu führen. Barnesius betrat durch eine mächtige Eichenholzthüre zum ersten Male den Thurmflügel und sah sich gleich beim Eintritt von einer gediegenen alterthümlichen Pracht umgeben.

Herr Meischke bemerkte mit großer Freude die Verwunderung des Priesters und ließ sich herbei, den Cicerone zu spielen.

„In diesem Saal," sagte er, „haben sonst die Lehnsleute den reichsunmittelbaren Herren von Schwaning gehuldigt, an jenem Fenster dort haben die Schweden im dreißigjährigen Kriege den Burgkaplan aufgeknüpft u. s. w.

Barnesius bemerkte, daß Herr Meischke, je weiter sie gingen, immer stiller wurde und immer leiser sprach, endlich stieg er eine kleine Treppe hinauf und schwieg ganz. Der Priester wurde durch drei kleine, völlig leere Zimmer geführt und trat endlich in das Thurmgemach Otto's.

Ein einziges mächtiges, mit bunten Scheiben ausgesetztes, gothisches Spitzbogenfenster ließ das Licht in das große, viereckige, saalartige Gemach fallen, dessen Wände auf beiden Seiten bis an die Kragsteine der das Gewölbe tragenden Pfeiler durch Bücherrepositorien verdeckt waren, die oft in drei Reihen hintereinander standen.

Man sah, daß schon lange vor Otto's Zeit die Schwaninge hier ihre Bibliothek aufgestellt haben mochten.

Dem mächtigen Fenster gegenüber, auf der Rückseite, befand sich ein riesenhafter Kamin, dessen Sims ebenfalls mit Büchern bedeckt war. Der Fußboden des Thurmgemachs war mit

Steinfließen belegt, aber dicht unter dem Fenster stand eine hohe Estrade; drei Stufen führten hinauf und sie war breit genug, um verschiedenen, schweren Eichentischen und drei bis vier großen Lehnstühlen, mit alterthümlichem Schnitzwerke verziert, hinlänglich Raum zu geben.

Von dem Schlußstein des Gewölbes hing an einer eisernen, verrosteten Kette eine alte Ampel nieder, die indeß nicht in Gebrauch zu sein schien, denn mehrere moderne Lampen standen auf den mit Papieren und Büchern bedeckten Tischen der Estrade.

Als der Priester eintrat, erhob sich Otto von seinem Lehnstuhl und bildete in seinem modernen grünen Jagdrock, seinen Spornstiefeln und mit der duftenden Havannacigarre in der Hand einen beinahe komischen Gegensatz zu den alterthümlichen Umgebungen.

„Nehmen Sie Platz," sagte Otto höflich zu Barnesius, als dieser die Estrade bestiegen, und deutete auf einen Sessel ihm gegenüber.

Der Priester zögerte lächelnd, hastig sprang Otto auf und schleuderte mit einer raschen Handbewegung eine Anzahl rostiger Säbelklingen, alter Pistolen, Sporen und dergleichen von dem Sessel,

daß sie klirrend auf die Steinfließen des Bodens fielen.

Barnesius setzte sich, Otto reichte ihm ein Cigarrenkästchen, und der Priester brachte seine Cigarre mit derjenigen Umsicht in Brand, die den feinen Kenner bezeichnet.

Herr Meischke nahm still auf einem großen Stuhl, vor dem ein kleiner Tisch stand, am Kamine Platz.

Da Barnesius schwieg, so eröffnete Otto das Gespräch.

„Ich wußte nicht, daß sie so ausgezeichnete Kenntnisse in der Wissenschaft besaßen, die ich in meinen müßigen Stunden zur Erholung treibe!"

Barnesius sah den Edelmann lächelnd an, dann erwiderte er:

„Warum wollen Sie mich täuschen, Herr von Schwaning? Zu der Aufgabe, die Sie heute zu lösen versuchten, die mir auf meinem Spaziergang der Zufall vor die Füße warf, gelangt man nicht, wenn man die Kabbala nur zur Erholung treibt!"

„Ich vermochte die Aufgabe nicht zu lösen, darin liegt der Beweis meiner Unkunde; Ihre

Hauptbeschäftigung ist die Kabbala auch nicht, Sie löſten das Problem in wenig Stunden!"

„Bitte sehr, Herr von Schwaning, wenn Sie meine Schrift genau prüften, so haben Sie gefunden, daß ich von demselben Punkte ausgegangen bin, wie Sie, daß ich den nämlichen Gang verfolgte. — Kurz, Ihr Versuch verräth tiefe Kenntnisse — aber nur auf einer Seite der Wissenschaft, Ihnen fehlt die Kenntniß der Magie, die hier als Hilfswissenschaft nothwendig. Uebrigens habe ich die Aufgabe nicht gelöst, sondern sie ist es seit zwei Jahrhunderten fast!"

Otto fuhr auf: „Wie? Gelöst schon? Durch wen?"

„Durch Tamburini!"

„Nicht möglich!" rief Herr von Schwaning und ergriff ein Register, das neben ihm lag. Barnestus sah ihm ruhig zu.

„Auf!" befahl jetzt Otto mit lauter Stimme, „Rechts A. Epsilon, römische Drei, sechzehn!"

Der Priester staunte und sah sich um, da bemerkte er, daß Herr Meischke mit einer wunderbaren Behendigkeit eine kleine Leiter ergriff, wie eine Katze an dem einen Repositorium hin-

aufkletterte, ein Buch ergriff, es aufschlug und auf der Leiter stehend mit lauter Stimme las: „Tamburini theologia moralis!“

„Meinen Sie das Buch, mein Herr?“ fragte Otto.

„Nein, seinen tractatus de opere magno mago-cabbalistico!“

„Fort!“ rief Otto wieder, „römische Drei, ein und zwanzig!“

„Opus magnum mago-cabbalisticum!“ antwortete Herr Meischke.

Barnesius nickte.

„Bring!“ rief Otto und mit einer außerordentlichen Schnelligkeit brachte Herr Meischke das Buch und legte es auf den Tisch vor seinen Herrn. Dann stellte er die Leiter bei Seite und verschwand wieder in seinem ungeheuren Lehnstuhl. Barnesius nahm das Buch, suchte und reichte es aufgeschlagen dem Edelmann, dieser verglich hastig eine Weile, dann sagte er: „Sie haben Recht. Wie kommen Sie zu diesen Kennnissen? Wollen Sie mit mir arbeiten?“

„Meine Kenntnisse sind sehr unbedeutend, Herr von Schwaning, fast nur litterarisch, aber was Ihnen davon nützlich sein kann, steht Ihnen,

wie sich von selbst versteht, ganz zu Diensten, ich habe einen ausgezeichneten Lehrer in dieser Wissenschaft gehabt!"

„Wer war das?" fragte der Edelmann hastig.

„Der gegenwärtige Protonotar des päpstlichen Stuhls, Dr. Eschler, Domcapitular zu Salzburg!"

„Könnte man sich nicht mit ihm in Verbindung setzen?"

„Möglich," erwiderte Barnesius leicht auf Otto's dringende Frage, „jedenfalls ist Dr. Eschler der einzige Mann in Europa, vielleicht auf der Erde, der die Wissenschaft nach allen Richtungen hin erforscht hat, der einzige, der ein langes Leben an ihr Studium gesetzt und wirklich zu seltenen Resultaten gelangt ist!"

„Resultate, wirklich!" rief Otto mit blitzenden Augen, „welche?"

„Mein Herr von Schwaning, Sie sind zu tief in die Kabbala eingedrungen," entgegnete Barnesius ernst, „als daß Sie nicht wissen sollten, daß man die Geheimlehre weder im Ganzen noch im Einzelnen mittheilen kann, daß sie stückweise gefunden werden muß!"

Otto nickte und Barnesius fuhr fort: „Dr. Eschler besitzt auch ein Manuscript, dem er seiner eigenen Aussage nach unendlich viel verdankt, ich selbst habe es ihm aus Nubien, dem Lande, in dem sich die Magie als priesterliche Wissenschaft am längsten erhalten hat, mit nach Europa gebracht. Ich besaß einige literarische Kenntnisse für Magie und Kabbala, mir war der Name des Verfassers bekannt, und um meinem alten Lehrer eine Freude zu machen, brachte ich ihm das mir selbst ganz unverständliche Manuscript mit. Vor einigen Monaten schrieb er mir, daß es ihm mit Hülfe meines Geschenkes gelungen sei, auch die letzten Räthsel zu lösen und sich ganz in dem Besitz der Geheimlehre zu setzen!"

Aufmerksam hatte der Edelmann dem Priester zugehört, diese Mittheilungen mußten ihn auf dem geistigen Standpunkte, den er eben inne hatte, mächtig ergreifen. Sein bereits von der dämonischen Gewalt geheimer Wissenschaft ganz umstrickter Kopf wurde nun ganz zur Beute derselben, und flehend beinahe bat er den Priester, ihn mit Dr. Eschler bekannt zu machen.

Barnesius ging ruhig auf seine Bitte ein, versprach einen Brief Otto's an Dr. Eschler

mit einem empfehlenden Begleitschreiben zu versehen und gab Herrn von Schwaning, nachdem er dessen Register magischer und cabbalistischer Bücher aufmerksam durchgesehen, aus dem Kopfe mehrere Titel von Büchern an, die ihm in seinen seltsamen Studien förderlich sein könnten.

Als sich der Priester entfernte, dankte ihm Otto beinahe freundlich und sagte zu Herrn Meischke, „gieb Herrn Barnesius einen Schlüssel!"

Man trennte sich und Herr Meischke führte Herrn Barnesius auf einem andern Wege zurück, als auf welchem er ihn herbeigeführt. Dicht an der kleinen Treppe, die wir schon erwähnt, bogen sie rechts in einen schmalen Gang ein, der bald Trepp auf, bald Trepp ab bis zu dem Morgenflügel führte, dort wand er sich scharf um die Ecke, führte in einen leeren Saal, dessen Thüre verschlossen war und erst durch Herrn Meischke geöffnet wurde. Im Saal selbst schob Herr Meischke ein mächtiges Ahnenbild bei Seite und führte den Priester eine Treppe hinauf; der Corridor, in den die Beiden jetzt eintraten, war finster; aber Barnesius fühlte, daß er mit einem dicken Teppich belegt war.

„Warum der Teppich hier?" fragte der Priester.

„Sprechen Sie leise, Sie sind, wie ich sehe, noch nicht gehörig orientirt, an andern Orten können Sie so laut reden und auftreten, wie Sie wollen, hier aber müssen Sie schweigen und leise gehen, dieser schmale Corridor läuft zwischen den Wohn- und Schlafzimmern der gnädigen Frau und des Fräuleins hin!"

Barnesius nickte, „ich werde es nicht vergessen!" sagte er leise.

Jetzt schloß Herr Meischke wieder eine Thüre auf und Barnesius sah sich in einem Gemach, in welchem der alte Herr Bernd seine Gewehre aufzubewahren pflegte, er selbst war schon mehrere Male drin gewesen, hatte aber die Thüre, die in den Corridor führte, für die Thüre eines Gewehrschrankes gehalten.

„Hier ist der Schlüssel," sagte jetzt Herr Meischke, „er schließt alle Thüren, durch die wir gekommen, Sie können nun zu jeder Stunde zum gnädigen Herrn gelangen, auch Nachts ist er immer für Sie zu sprechen. Er wünscht, daß Sie durch diesen Gang gehen, denn er braucht mich oft, gerade wenn an der Eichenthüre drüben die

Klingel gezogen wird. Merken Sie sich aber die Thüre im Saal, die in den Thurmflügel führt!"

Barnesins nahm den Schlüssel und trennte sich von seinem Führer; er verließ das unverschlossene Gewehrzimmer und befand sich auf der Mittagsseite des Schlosses wenige Schritte von seiner Wohnung.

Der Priester schien sehr zufrieden mit den Ergebnissen des heutigen Tages, eine gewisse Fröhlichkeit beherrschte sein doch sonst so gehaltenes Wesen, und daß der verborgene Gang zum Theil seine Fröhlichkeit hervorrief, verriethen die leisen Worte, die er mit sich selbst sprach, als er sich in seinem Zimmer allein sah.

„Möchte wissen," sagte er, sich die Hände reibend, „wer auf den klugen Einfall gekommen, diesen geheimen Gang anzulegen, Herr Otto gewiß nicht, vermuthlich ist er theilweise gewiß, unter göttlicher Zulassung ganz von selbst entstanden bei den vielfachen Umbauten des Schlosses — sehr gut, die nostri müssen zufrieden sein, denn ich gelange ja doch nun nach und nach zu immer bedeutendern Resultaten!"

Jetzt trat sein Zögling ins Zimmer, das

schöne Gesicht des hochgewachsenen, fast funfzehnjährigen Knaben, erinnerte mehr an das des alten Großvaters, wenn auch in seinen dunkeln Augen ganz das leidenschaftliche Feuer seines Vaters flammte. Jetzt war das Antlitz von dunkler Röthe gefärbt, mißmuthig warf sich der Knabe die dichten, braunen Locken aus der Stirn und hielt fest den fragenden Blick des Priesters aus.

„Was haben Sie, mein Sohn? fragte der Lehrer sanft, „was setzt Sie in solche Wallung?"

„Ich habe mich heftig geärgert, ich bin ganz außer mir!"

„Kann ich Ihnen nicht helfen? Sie wissen, ich helfe Ihnen gern, mein Sohn, lassen Sie hören!"

„Reden Sie mit dem Vater, Sie können es, Sie werden es, denn Sie sind von Jugend auf mein bester Freund gewesen, ich kann es hier nicht länger aushalten!"

„Weshalb? Was haben Sie? Ich sah Sie noch nie so! Wenn Sie mich für Ihren Freund halten, so vertrauen Sie mir!"

„Weshalb?" entgegnete Bernd zornig, während sich sein edles Antlitz immer dunkler färbte,

„ich habe nicht Lust, mich von Weibern commandiren zu lassen!"

„So reden Sie doch, haben Sie einen Verdruß mit ihrer Frau Mutter gehabt?"

„Verdruß? Todesärger habe ich gehabt — der Bengel, der Anton, füttert heute meine alte Dido mit Kleienbrod, was ich ihm ein für alle Mal verboten hatte, ich schalt ihn deswegen gehörig aus und befahl ihm die braunen Ponies einzuspannen und das neue Riemenzeug zu nehmen, ich wollte Ottilie nach Greifensee fahren. Nach langer Trödelei fährt der Bengel vor und hat aus Malice das älteste Zeug genommen, was im ganzen Stall ist. Sie können sich denken, daß mir nun die Geduld riß, ich nahm die Peitsche und hieb ihn einige Male auf die Schultern. — Damit wäre es gut gewesen, aber meine gnädige Mama hatte die Sache vom Fenster aus mit angesehen und rief mir von Oben zu, augenblicklich aufzuhören, befahl dem Anton auszuspannen, und mir, zu Hause zu bleiben. Sie können sich Antons boshafte Fratze bei diesem Gebot meiner gnädigen Mama denken, ich war über die Schmach wüthend, ich hätte den Kerl erwürgen mögen. Aber so wahr

ich Bernd Schwaning heiße, es ist das letzte Mal, daß mir ein solcher Affront begegnet, ich will fort!“

Ohne eine Miene zu verziehen, hatte der Priester seines Zöglings heftige, leidenschaftliche Erzählung angehört, ruhig entgegnete er:

„Schämen Sie sich doch, Bernd! Sie sind fast ein erwachsener Mensch, was soll dieser kindische Zorn? Wie können Sie, ein Edelmann vom reinsten Blute, sich so erniedrigen und einen Stallknecht prügeln! Beruhigen Sie sich doch, mein Sohn; über einen Menschen, der so weit unter Ihnen steht, dürfen Sie sich gar nicht ärgern. Was den Schimpf betrifft, den Sie von Ihrer Frau Mutter erlitten zu haben meinen, so ist es gar keiner, denn die Gegenwart eines Stallknechts ist so gut wie die Niemandes, und zum Schimpf zur Kränkung gehört wesentlich die Gegenwart eines Dritten; was man Ihnen unter vier Augen sagt, hat immer nur die Bedeutung, die Sie ihm gerade geben wollen. Uebrigens, dächte ich, müßten Sie, mein Sohn, endlich den schwächlichen Charakter Ihre Frau Mutter kennen, die zu Folge ihrer protestantischen Erziehung keinen Unterschied zwischen einem Edel-

mann und einem Knecht zu machen versteht. Sie sind erwachsen, mein Sohn, ich habe Sie unterrichtet nach Kräften, Sie haben gar nicht nöthig, allen Weiberlaunen nachzugeben, handeln Sie, wie Sie für gut halten, aber vermeiden Sie klug jeden Streit und jedes Aergerniß mit Ihrer Frau Mutter, in mir werden Sie stets mehr den welterfahrnen Freund, als den strengen Mentor finden!"

Bernd von Schwaning hätte nicht der heftige, stolze, von sich eingenommene, Knabe sein müssen, wenn er die berechnete Absichtlichkeit, die in seines Lehrers Rede lag, hätte bemerken sollen. Er war ganz einverstanden mit ihm, und obgleich der schlaue Priester ihm beständig sagte, er sei erwachsen, so ließ er sich doch von ihm ganz und gar leiten.

Nicht auf ein Mal, sondern nach und nach ganz unmerklich hatte sich Barnesius diese Herrschaft über Kopf und Herz des kräftigen Knaben errungen. Er hatte ihn durch scheinbar unbedeutende Andeutungen, die aber einen fruchtbaren Boden in dem Herzen Bernds fanden, erst gegen den mütterlichen Einfluß gestählt, ihn dem-

selben nach und nach ganz entzogen und ihn endlich der Mutter vollkommen entfremdet.

Die arme Antonie sah die Kluft nicht, die bereits zwischen ihr und ihrem Sohne war, sie fühlte zwar, daß nicht mehr das innige Band sie verknüpfte, aber sie glaubte das in der Ordnung bei Bernd's zunehmendem Alter, und war weit entfernt, diese Entfernung, deren Größe sie gar nicht kannte, Herrn Barnesius, ihrem Freunde, zuzuschreiben.

Antonie war ja selbst im Laufe der Jahre ganz von dem klugen Priester bestrickt, der geistliche Rathgeber hatte ihr nach und nach ganz unmerklich ein katholisches Dogma nach dem andern aufgenöthigt. Die sanfte, biegsame Frau war in diesem Zeitpunkte bereits mehr Katholikin als Protestantin. Aus katholischen Gebetbüchern holte sie sich Trost, wenn der rohe Zorn ihres Gemahls sie gekränkt, katholische und protestantische Vorstellungen mischten sich auf eine seltsame Weise in ihrer regen Phantasie, und der Glaube, in dem sie sonst Befriedigung gefunden, setzte sie jetzt in Unruhe, in Zweifel, die immer wieder den geistlichen Rath des Herrn Barnesius nöthig machten, der sie dann allemal sehr

gewandt über einen Punkt beruhigte, um einen andern schlimmern Zweifel in ihre Seele zu werfen.

Es war ein trauriges Leben, was Antonie führte, mehr als je mit sich selbst beschäftigt, unterließ sie, wie sonst, in den Hütten ihrer Gutsunterthanen umherzugehen und den Christenglauben durch die That zu erweisen. Sie wurde immer mehr ein Opfer ihrer Zweifel, und ihre größte, aber auch einzige Freude war die sich immer herrlicher entfaltende geistige und leibliche Schönheit Ottiliens.

Ottilie war in ihrem vierzehnten Jahre bereits eine jungfräuliche Erscheinung. Das feingeformte Oval ihres lieblichen Gesichtchens war von goldgelben Locken malerisch umflossen, in ihren Augen, vom sanftesten Blau, lag mehr Ernst, als man bei einem Mädchen, das noch ganz Kind den Jahren nach, vermuthen konnte. Alle ihre Bewegungen waren entschieden, ihre Rede anspruchslos, aber sicher und bewußt. Nicht der heftige, leidenschaftliche Bernd, wie der alte Großvater irrig meinte, sondern sie hatte den festen, klugen Sinn der Schwaninge geerbt. Nicht mit ihren sich mehr und mehr entwickeln-

den Verstandeskräften, sondern schon sehr früh hatte sich Ottilie instinktartig von Herrn Barnesius zurück und sehr bald seinem Einfluß ganz entzogen. Nie sagte sie ihrer Mutter ein tadelndes Wort über den Priester, nie widersprach sie dem ihm von allen Seiten gespendeten Lobe, aber sie schwieg und tadelte sich oft selbst im Stillen, daß sie den Mann, an dem sie kein Makel zu finden im Stande war, der ihr mit größter Herzlichkeit entgegen kam, daß sie gegen den Freund ihrer Mutter ein unbesiegbares Mißtrauen hege.

Antonie bemerkte es wirklich nicht, daß Ottilie dem Priester fast fremd gegenüber stand; dieser selbst schien es ebenfalls nicht zu bemerken, oder es war ihm gleichgültig. Vielleicht lag ihm nur daran, Bernd zu beherrschen, was ihm jetzt sehr leicht wurde, nachdem er die Eitelkeit und die Leidenschaftlichkeit des außerordentlich begabten Knaben maaßlos gemacht hatte.

Man konnte sich nicht leicht einen nachsichtigern Erzieher denken, als Herrn Barnesius; ohne sich im Mindesten Etwas zu vergeben, wußte er beständig der Eitelkeit seines Zöglings zu schmeicheln, durch Weckung des schlummernden

Ehrgeizes ihn zu freier Thätigkeit zu spornen, und dabei doch den Geist des übermüthigen Knaben zu verknechten und sein Herz zu verderben.

Anfänglich hatte er in seinem Religionsunterricht confessionelle Unterschiede gar nicht erwähnt, nach und nach war er weiter gegangen, er hatte dem Knaben die Lächerlichkeit des Protestantismus bewiesen, ihm gezeigt, wie die Protestanten sich eine Sache, wie das Seligwerden, die mit Hülfe der Kirche so unendlich leicht sei, nutzlos erschwerten, und ihn dadurch den Katholicismus als eine sehr bequeme, anmuthige Art und Weise in den Himmel zu kommen, lieben gelehrt.

Dabei hatte Barnesius nicht versäumt, ihm vor allen Dingen die Regeln der feinsten Weltklugheit einzuprägen, aus denen nach seiner Ansicht die christliche Moral bestand.

„Sie sind ein freigeborner Edelmann, mein Sohn," pflegte er zum öftern zu seinem Zögling zu sagen, „mit Hülfe der Kirche können Sie Alles, ohne die Kirche Nichts! Der wahre Katholik ist nur der Kirche unterthan, sonst hat er au Erden keinen Herrn, alle Regierungen haben

ihre Gewalt nur von der Kirche, gehorchen Sie der Kirche, dann werden Sie herrschen und regieren. Stoßen Sie sich nicht an Formeln und Cerimonien, die sind für's Volk, Sie brauchen kein Betbruder zu werden, genießen Sie ihr Leben, Sie werden dann, wie's nicht fehlen kann, gleich allen übrigen Menschen in Sünden fallen, aber die Kirche hat die Macht, Ihnen die Sünden zu vergeben, und sie vergiebt ihren gehorsamen Söhnen gern!"

Das mußte dem ehrgeizigen, leidenschaftlichen Knaben gefallen, begierig sog er das Gift solcher Grundsätze ein, Klugheit, reine Weltklugheit war schon die Richtschnur des Lebens eines vierzehnjährigen Knaben; und riß ihn seine Leidenschaftlichkeit zuweilen zu einer Dummheit hin, so fand er den nachsichtigsten Freund in seinem Erzieher, der ihm fast immer Mittel an die Hand gab, auf feine Weise die Fehler wieder gut zu machen.

Dieser Klugheit, des Lehrers, wie des Zöglings, war es auch zum Theil noch zuzuschreiben, daß Antonie die totale Umwandlung ihres Sohnes nicht bemerkte.

Uebrigens hatte Barnesius alle Ursache, mit

Bernd zufrieden zu sein, seine Saat war auf ganz fruchtbaren Boden gefallen und fing bereits an die erwünschten Früchte zu tragen. Bernd war schon als vierzehnjähriger Knabe ein Heuchler ohne Gleichen, ein Egoist, der nur sich liebte und die Kirche, die ihm die Mittel zu seinen ehrgeizigen Plänen geben sollte, diese Kirche liebte er in Person seines Lehrers, und deshalb litt der feurige, stolze Bernd, der über jedes verweisende Wort seiner sanften Mutter empört war, geduldig die empfindlichsten Züchtigungen, die Barnesius oft nur in der Absicht über ihn verhängte, um die Größe des Gehorsams des Knaben zu prüfen.

Seit dem Tage, an dem Barnesius in ein näheres Verhältniß zu Otto von Schwaning getreten, hatte er diesen mehrere Male auf dem geheimen Wege, den wir kennen, besucht und ihn stets eifrig mit dem Studium der Magie und der Kabbala beschäftigt gefunden, und war gewissermaaßen schon sein Freund geworden, als er ihm endlich Nachricht brachte, sein ehemaliger Lehrer Dr. Eschler werde in einiger Zeit auf einer Reise nach Würzburg einen Abstecher nach Schwaning machen und dem Herrn Otto von

Schwaning mündlich die Antwort auf seinen Brief überbringen.

Otto war glücklich und sah mit beinahe fieberhafter Ungeduld der Ankunft des Dr. Eschler entgegen, von dem er Außerordentliches erwartete.

Mehrere Wochen vergingen in gewöhnlicher Weise, endlich eines Tages gegen Abend rollte eine von vier Postpferden gezogne schwerfällige Equipage vor das Portal des Schlosses, wo Bernd sich eben einige Pferde vorreiten ließ, die seinem Vater zum Kauf angeboten waren.

Der Knabe sah einen alten, aber kräftig aussehenden Mann aussteigen, dessen Brust mit einem goldnen Kreuz geschmückt war.

Bernd trat höflich grüßend zu dem Ausgestiegenen und küßte demüthig dessen Hand, als dieser, nachdem er ihn scharf mit seinen hellen Augen angeblitzt, mit voller Stimme sagte: „die heilige Jungfrau sei mit Ihnen, mein Sohn, ich gebe Ihnen den Segen der heiligen Kirche!"

Der junge Schwaning fühlte sich mächtig ergriffen von der imponirenden Würde, die in dem Wesen des alten Mannes lag, die sich in seinen Bewegungen und in seinen Worten aus-

sprach. Er war entzückt, ein Mitglied und zwar ein bedeutendes, wie er meinte, jener Kirche kennen zu lernen, auf die er alle Hoffnungen seines Ehrgeizes gebaut.

„Treffe ich," fragte der Fremde, nachdem er die üblichen Kreuze über Bernds Stirn gemacht, „treffe ich meinen lieben Schüler zu Hause, auf den die heilige Mutterkirche mit mir stolz ist, den reverendus dominus Barnesius?"

„Mein Lehrer Barnesius ist zu Hause," antwortete Bernd eifrig, „wollen Sie nicht die Güte haben, mir zu folgen?"

Der Fremde legte seine Hand auf die Schulter des Knaben und ging mit ihm hinein, während Bernd im Gehen den Bedienten befahl, für den Wagen des Fremden zu sorgen und seinen Kammerdiener zu bewirthen.

In einem kleinen Salon zu ebner Erde nahm der Fremde Platz und sagte zu dem Diener, der auf Bernds Klingelzug erschien:

„Melden Sie Herrn Barnesius, daß der Protonotarius der heiligen Kirche, der Domkapitular Dr. Eschler seiner wartet!"

Es war der längst Erwartete.

Dr. Eschler richtete jetzt lateinisch einige

Fragen an Bernd, die dieser leicht und elegant in derselben Sprache beantwortete, was ihm einen Lobspruch des geistlichen Herrn einbrachte.

Einige Minuten später lag Herr Barnesius in den Armen seines alten Lehrers, der sich mit ihm, gleich nach den ersten Begrüßungen, eifrig in einer Sprache unterhielt, die für Bernd so fremd war, daß er zu seinem Aerger nicht einmal zu bestimmen vermochte, ob es eine europäische, oder eine africanische Sprache sei.

Herr Barnesius ließ jetzt Herrn von Schwaning von der Ankunft seines Gastes unterrichten, und zu Bernds großer Verwunderung erschien sein Vater, der in der Regel nicht die mindeste Notiz von den Gästen im Schlosse zu nehmen pflegte, nach einer Weile im Gallaanzug mit einem Ordenskreuz geschmückt im Salon.

Bernd hatte seinen Vater noch niemals ohne den grünen Jagdrock gesehen — der Domkapitular mußte ein Mann von Bedeutung sein. Uebrigens stieg die Verwunderung des Knaben, als sein Vater, den der Dr. Eschler gleich in der ihm fremden Sprache begrüßte, ganz geläufig in derselben antwortete und dem Domkapitular eine große Achtung bewieß.

Bernds Staunen war begreiflich, denn so lange er lebte, hatte er seinen Vater nie heiter, nie mit sichtlicher Achtung irgend einem Menschen entgegentreten sehen, er hatte ihn nie eine andere Sprache, als die deutsche, reden hören.

Nach einer kleinen Weile begann Dr. Eschler wieder lateinisch zu reden, und machte Herrn von Schwaning ein Compliment über seinen hoffnungsvollen Sohn. Otto verneigte sich gleichgültig, er nahm einmal nicht das geringste Interesse an seinen Kindern. Er hörte es gleichgültig mit an, als Dr. Eschler den Knaben zu examiniren begann, und endlich seine Verwunderung zu erkennen gab, als er bald hier, bald dort tentirend, den Knaben überall sattelfest fand.

Bernd war mit dem Protonotarius der heiligen Kirche sehr zufrieden, als sein Vater die Herren einlud, ihm in den Speisesaal zu folgen.

Schwaning stellte dem Domcapitular seine Frau vor, und dieser, der nicht zu wissen schien, daß Antonie Protestantin, segnete sie, indem er das Kreuz über sie machte, wobei sich Antonie still verneigte. Als aber Eschler zu Ottilien sprach: „die heilige Jungfrau nehme Sie in ih-

ren Schutz, meine fromme Tochter, und segne Sie!" und die Hand zur Segenertheilung hob, trat das junge Mädchen höflich knirend zurück und sagte ruhig: „ich bitte mich zu entschuldigen, Herr Domkapitular, ich bin Protestantin!"

Barnesius Augen hingen mit einer Art von Bewunderung an der reizenden Gestalt Ottiliens, die muthig den scharfen Blick Eschlers aushielt.

„Thorheiten!" murmelte Otto von Schwaning.

„Frechheit!" sagte Bernd halblaut zu Barnesius.

Antonie erschrak über die Kühnheit ihrer Tochter. Eschler schien etwas in Verlegenheit gekommen zu sein, aber er faßte sich bald und sagte ruhig:

„Nun, wenn Sie Protestantin sind, so bedürfen Sie des Schutzes der heiligen Jungfrau um so mehr, damit im Himmel bald diejenige Freude stattfindet, die dort, nach den Worten der Schrift, herrscht über einen, der da umkehrt von dem falschen Wege, auf den er sich verirret! Uebrigens, meine Tochter, oder mein Fräulein,

brauchten Sie auch als Protestantin den Segen eines alten Mannes nicht zu verschmähen!"

„Es war gegen meine Ueberzeugung, ich wollte Sie nicht beleidigen!" entgegnete Ottilie sanft und zog sich zurück.

Trotz dieses kleinen Vorfalls, der sie sehr erschreckte, fühlte sich Frau von Schwaning am heutigen Abend sehr glücklich, denn sie bemerkte an ihrem Gemahl seit Jahren zum ersten Male wieder eine Art von Heiterkeit, und wenn Otto auch heute seine Kinder gänzlich ignorirte, so sprach er doch einige freundliche Worte mit ihr, die ihre Seele sehr erquickten. Das Gespräch war lebhaft, drei wirklich geistreiche Männer führten es, dennoch war es leicht genug, um auch Antonien zu interessiren, und es war sehr spät, als man sich trennte.

Herr von Schwaning selbst begleitete den Domkapitular bis zur Thüre seines Zimmers, und Bernd, den sein Lehrer gelehrt hatte, auf Alles zu achten, dessen Neugierde durch das veränderte Wesen seines Vaters mächtig erregt war, vernahm, daß Otto beim Abschiede von Eschler leise zu diesem sagte: „Herr Barnesius wird Ihre Führung übernehmen!"

Das war nur geeignet, seine Neugierde noch höher zu spannen, und statt, wie ein andederer neugieriger Knabe vielleicht gethan, zu fragen, beschloß er zu beobachten.

Barnesius, heute mit andern Dingen beschäftigt, glaubte Bernd längst schlafend, als dieser sich bereits wieder aus seinem Schlafzimmer entfernt und auf den Gang geschlichen hatte, auf dem die Zimmer belegen waren, in die man den Domkapitular logirt hatte.

Der Knabe brauchte auch nicht lange zu warten, denn kaum war in dem weitläuftigen Schloßgebäude die gewöhnliche Ruhe eingetreten, so hörte er Herrn Barnesius die Treppe herauf kommen. Er drückte sich in eine dunkle Ecke und sein Lehrer ging nicht zwei Schritte weit von ihm vorüber.

Wenige Minuten vergingen, so kamen die beiden Geistlichen aus dem Gemach des Domkapitulars und gingen den Corridor hinab. Bernd schlich ihnen in unbedeutender Entfernung nach.

Die Herren traten in das unverschlossene Gewehrzimmer seines Großvaters, von dem Bernd glaubte, daß es keinen zweiten Ausgang habe.

Er wartete einige Minuten, da aber Nie-

mand zurückkam, so trat er an die Thüre und lauschte, er vernahm Nichts, er sah durchs Schlüsselloch und bemerkte keinen Lichtschimmer. Muthig drückte er die Thüre auf und das Gemach war leer.

Wir wissen, daß der verborgne Gang die beiden Herren aufgenommen. Auch Bernd glaubte nicht an ein übernatürliches Verschwinden der Geistlichen, er sah sogleich ein, daß das Gewehrzimmer einen ihm unbekannten, verborgnen Ausgang haben müsse; er beschloß diesen Ausgang morgen am Tage zu suchen, er sah die Unmöglichkeit ein, ihn in der Dunkelheit zu finden. Also schloß er die Thüre ruhig und beschloß anfänglich die Rückkehr seines Lehrers in seinem Versteck zu erwarten, da ihm aber die Zeit lang wurde, so ging er zu Bett und schlief.

Folgen wir jetzt den beiden geistlichen Herren auf ihrem Wege zum Thurmflügel.

„Warum, mein Sohn," fragte Dr. Eschler, sobald er mit seinem Begleiter in den schmalen Gang eingetreten, „warum führen Sie mich diesen geheimen Weg? Ist Herr von Schwaning so wenig Herr in seinem Schloß, daß er nicht offen mit mir zusammen kommen kann?"

„Lassen Sie ihm diese Marotte, mein Vater," flüsterte Barnesius, „er liebt es, sich in ein Geheimniß zu hüllen, das Geheimniß scheint für ihn den Reiz jener unsinnigen, fruchtlosen, jetzt aber für uns reiche Früchte tragenden Studien zu erhöhen!"

„Warum sprechen Sie so leise, mein Sohn?" fragte der Domkapitular wieder, nun ebenfalls flüsternd.

„Die Frauen der Dame vom Hause schlafen nur durch eine dünne Wand von uns getrennt!"

Weßhalb log Barnesius? Warum sagte er nicht, daß die Dame selbst und ihre Tochter ihre Schlafzimmer hier hatten?

„Haben Sie das benutzt, mein Sohn, Sie verstehen mich?"

„Noch nicht, ich weiß es erst seit wenigen Wochen!"

„Es macht Ihrem Kopf, wie Ihrem gerühmten Eifer wenig Ehre, daß Sie so Etwas Wochen lang unbenutzt lassen konnten, ich befehle Ihnen vermittelst der dünnen Wand die Dienerinnen zu controlliren und über Ihre Gespräche unter sich zu berichten. Es ist ein Fehler von Ihnen, daß Sie zu wenig auf die Die-

ner achten, ich habe denselben Fehler schon an Ihnen getadelt, während Ihres Aufenthalts in Passau!"

„Ich werde durch verdoppelten Eifer das Versäumte nachholen, mein Vater!" entgegnete Barnesius demüthig.

„Sie werden wohl daran thun, mein Sohn!"

Als die Geistlichen in den Nordflügel kamen, strahlte ihnen Helle entgegen, sie bemerkten Herrn Meischke mit einem mächtigen Armleuchter ihrer an der Treppe wartend.

„Der einzige, vertraute Diener des Herrn," flüsterte Barnesius dem Dr. Eschler zu.

„Ist er gewonnen?" fragte dieser.

Barnesius zuckte die Achseln.

„Ich bin unzufrieden mit Ihnen, Sie haben viel wieder gut zu machen!" zürnte der Domkapitular.

„Es ist unmöglich, ihm beizukommen!" entschuldigte Barnesius.

„Zu größerer Ehre Gottes ist Nichts unmöglich!" versetzte Dr. Eschler stolz.

Mit tiefer Verneigung empfing Herr Meischke die Herren. Der Domkapitular blieb vor ihm

stehen, sah ihn eine Weile an, dann fragte er den alten Diener ruhig:

„Wann hast Du zum letzten Male gebeichtet, mein Sohn?"

Meischke starrte den Frager verdutzt an, und erst nach einer langen Pause stotterte er:

„Ich weiß nicht, es ist so lange her, Hochwürden!"

„Vergißt Du Dein Seelenheil ganz, mein Sohn, willst Du denn ewig verdammt sein?" fuhr Dr. Eschler sanft verweisend fort.

„Ach Hochwürden!" stammelte Herr Meischke, „ich kann nie abkommen bei meinem Herrn!"

„Das brauchst Du auch nicht, mein Sohn, hier, Herr Barnesius ist römischer Priester, beichte ihm Deine Sünden, er wird Dich im Namen der heiligen Kirche absolviren und Deine Seele retten!"

„Ich danke Ihnen, hochwürdiger Herr, es soll geschehen, gewiß, jetzt erst fällt mir die Sorge für meine Seligkeit schwer auf die Seele, ich habe seit Jahren gar nicht daran gedacht!"

„Thue, wie Du sagst, mein Sohn, erleichtere Dein Gewissen, und wenn Du das Schwer-

ste gethan, die Kirche ist reich an Gnade. Nimm meinen Segen zu Deinem Vorhaben!"

Herr Meischke kniete nieder und empfing den Segen des Domkapitulars.

„Hier," sagte dieser nun im weniger ernsten Ton, „nimm das für Deine Mühe, mein Sohn!"

Herr Meischke fühlte einige Geldstücke in seiner Hand und küßte gerührt den Saum von Eschlers Rock.

„Ich empfehle diese Seele Ihrer besonderen Fürsorge, mein Bruder!" sprach der Domkapitular zu Barnesius. „Nun, ist's unmöglich?" setzte er leiser hinzu.

„Sie thun Wunder, mein Vater!" antwortete Bernd's Lehrer eben so leise.

Man sieht, daß Eschler bei dem, was er that, vielleicht mit eben so viel Klugheit, als Barnesius, aber mit mehr Sicherheit und Kühnheit verfuhr.

Jetzt traten die Geistlichen in Otto's Thurmzimmer, das der kühlen Herbstnacht wegen durch einen mächtigen in dem Kamine flackernden Holzstoß erwärmt war. Auf einen Wink Eschlers zog sich Barnesius, auf einen Wink Otto's

Herr Meischke in das anstoßende Zimmer zurück. Der Priester nahm in der Zeit seines Alleinseins mit Meischke dessen Beichte entgegen und ertheilte ihm die kirchliche Absolution um so freudiger, da er durch geschickte Fragen von dem alten Manne Vieles herausgelockt, was ihm von Bedeutung in seinem Verhältniß zum Hause Schwaning war.

Bleiben wir aber bei Dr. Eschler und Otto im Thurmzimmer.

„Soll unser gemeinschaftlicher Freund Barnesius nicht an der Unterredung Theil nehmen?" fragte Otto, indem er etwas verlegen den forschenden Blicken auswich, mit dem ihn Eschler ansah.

„Barnesius hat nur litterarische Kenntnisse," entgegnete Eschler, „Sie selbst sind viel weiter, Sie selbst sind bereits eingedrungen in die Herzkammern der Geheimlehre, und ich staune, daß Sie nicht sehen, was dicht vor Ihren Augen, daß Sie nicht ergreifen, was vor Ihnen liegt, daß Sie in der Ferne suchen, was Ihnen so nahe, ich staune, ich begreife es nicht!"

Otto, sichtlich angeregt durch die Worte Eschlers, fand sich doch gedrückt durch dessen Blicke,

er nöthigte ihn Platz zu nehmen, und als Eschler saß, flammte der Lichtschein des Kaminfeuers um sein imponirendes Antlitz und verlieh den schönen Zügen des alten Mannes einen wunderbaren Ausdruck. Auf Otto mußte das einen mächtigen Eindruck machen, sein Kopf, von der dämonischen Gewalt geheimer Wissenschaft umstrickt, schwindelte, seine erhitzte Phantasie erwartete überall Wunder.

Der aufgeklärte Sohn des neunzehnten Jahrhunderts sah in Dr. Eschler einen wirklichen Zauberer und Magus, er stand vor dem Meister als ein begieriger, aber zitternder Zauberlehrling. Vergebens kämpfte Otto's Verstand gegen den Eindruck, den Eschler auf ihn machte, vergebens, er war unwiderstehlich.

„Sie haben," begann der Domkapitular nach einer kleinen Pause wieder, „ein Problem gelöst, dessen Lösung ich für unmöglich hielt, Sie sind ohne genauere Kenntniß der weißen Magie ein Meister der Kabbala geworden, seltsam ist es, daß Sie nun, zum Besitz gelangt, Nichts damit anzufangen wissen. Jetzt frage ich Sie, als ein Mann der Kirche, hat Sie etwa der Teufel ver-

sucht? Ist es die schwarze Magie, durch deren Hülfe sie sich der Kabbala bemächtigt?"

„Nein, nein!" rief Otto, „ich weiß Nichts, kein Wort von der schwarzen Magie, eigne Studien —"

„Ich glaube Ihnen, ich weiß es," entgegnete Eschler, „es ist erstaunlich, was des Menschen Geist schon allein, an und für sich, vermag und dennoch — was ists, das diesen begabten, mächtigen Geist jetzt so blind macht, daß er seine eigne Macht nicht zu erkennen vermag?'

Eschler erhob sich und stand jetzt in seiner ganzen imponirenden Gestalt, von der rothen Gluth des Feuers umflossen, vor dem Edelmann, der Widerschein der Flamme zuckte über sein Gesicht und schien an den grauen Locken des Greises zu lecken.

„Können Sie mit mir beten?" fragte Eschler laut und ernst.

Otto stand zitternd auf, er vermochte nicht ein Wort zu sagen.

„Im Namen Gottes, des Dreieinen, dessen Diener ich bin, frage ich Sie, können Sie mit mir beten?"

Der Edelmann sank bebend auf seine Knie,

würdevoll näherte sich ihm der Priester, legte seine Linke auf Otto's Haupt und faßte mit der Rechten nach Otto's Hand, aber kaum hatte er diese ergriffen, so schleuderte er sie heftig von sich, trat hastig einen Schritt von dem Knieenden zurück und rief mit lauter, mächtiger Stimme, daß das hohe Gewölbe dröhnte:

„An der Hand klebt Blut, Wehe, drei Mal Wehe über Dich, daß Du wagst, mit nicht gesühnter Schuld beladen zu mir zu treten. Wehe über Dich Verdammten, daß Du die blutbesudelte Hand an das Heiligthum des Herrn gelegt, wehe!"

Fieberschauer rieselten durch Otto's Gebein, krampfhaft falteten sich seine Hände, Eschler trat ihm wieder näher und rief:

„Blicke auf, Du Verdammter, jetzt wird mir Deine Schuld klar, ich lese Alles, was in Deinem Schuldbuche steht, höre mich und zittere: Du hast einen Jugendfreund gemordet um weltlicher Eitelkeit, Du bist verdammt, denn Du hast nicht bereut, Du hast die Unschuld eines jungen Mädchens verführt, sie hat sich selbst den Tod gegeben und ist um dieser Sünde willen zur Hölle gefahren, Du bist verdammt, Du hast

die Unschuld eines zweiten Mädchens vergiftet und sie ist durch Dich zur Sünde und zur Verdammniß geführt — wehe Dir — ich mag nicht weiter lesen in Deinem Schuldbuch, diese Seelen fordre ich von Dir, Wehe, drei Mal Wehe über Dich!"

Bewußtlos war Otto nach dem letzten Weheruf Eschlers zusammengesunken, als er wieder erwachte, war es heller Tag, er lag in seinem Bette, und der getreue Meischke stand vor ihm. Wie ein wüster Traum waren die Begebnisse der vergangnen Nacht vor seiner Seele. Er sann lange, endlich kam er völlig zum Bewußtsein, und eine furchtbare Angst ergriff ihn. Wer war dieser Eschler? Mußte er ihn nicht für einen wirklichen Magus und Zauberer halten? Woher wußte er den Grund seiner Friedenlosigkeit? Woher wußte er, daß Otto seinen Jugendfreund um nichtiger Ursachen im Duell getödtet? Woher wußte er um den Tod des verführten Mädchens? Otto zitterte und schauderte, er dachte an die Ewigkeit — Eschlers mächtige Hand hatte die bis jetzt nur im Stillen nagenden Furien des Gewissens entfesselt, sie stürmten gewaltig ein auf den schuldbewußten Mann. Ueber zwanzig

Jahre hatte er sein Gewissen beherrscht, jetzt war seine Kraft dahin. Verzweifelnd ballte er die Fäuste.

Als Meischke seinen Herrn erwacht sah, sagte er: „gnädiger Herr, Herr Barnesius ist schon zwei Mal hier gewesen und hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er sobald als möglich mit Ihnen zu sprechen wünsche!"

Seltsam, diese Worte des alten Dieners gaben dem Gequälten einen Theil seiner Fassung wieder, nicht daß sie seine innern Foltern beschwichtigt, aber sie lenkten seine Gedanken auf etwas Anderes, er dachte an die Gegenwart, nicht an die Ewigkeit.

„Ich war diese Nacht krank, Meischke!" sprach er mit ungewisser Stimme.

„So sagte der fremde Herr," entgegnete der Diener, „er kam heraus, ich fand sie ohnmächtig im Lehnstuhl und brachte sie zu Bette!"

Otto fühlte sich doppelt erquickt durch diese Nachricht; denn ein Mal war es ihm sehr lieb, daß sein Diener Nichts wußte von den Vorgängen der Nacht, und dann glaubte er in Eschler's Betragen eine Bürgschaft zu finden für sein

Schweigen. Er war ziemlich überzeugt, daß Eschler nicht von seiner Schuld sprechen werde. Otto fürchtete sich noch immer mehr vor der Welt, als vor der Ewigkeit. Er stand auf, kleidete sich an, und wenn er auch, als er an den Spiegel trat, vor seinem eignen Antlitz entsetzt zurück fuhr, so befahl er doch Meischke, Herrn Barnesius zu rufen.

Der Priester ließ nicht lange auf sich warten; Otto, der nicht wußte, wie weit Barnesius von Eschler unterrichtet, wagte ihn nicht anzusehen, fühlte sich aber sehr erleichtert, als dieser nach einigen unbedeutenden, bedauernden Worten über sein Unwohlsein also fortfuhr:

„Mein alter Lehrer war sehr bestürzt über Ihren Unfall, er hat das Schloß heute Morgen erst verlassen, als ich ihm die Versicherung geben konnte, daß Sie sanft schliefen. Er hat mir aufgetragen, Ihnen dieses Papier gleich nach Ihrem Erwachen einzuhändigen!"

Otto nahm zitternd ein mit Chiffern beschriebenes Papier aus der Hand des Priesters.

„Dr. Eschler hat Ihnen Nichts mündlich an

mich aufgetragen, Nichts gesagt?" forschte der Edelmann ängstlich.

„Nichts, Herr von Schwaning, nur seine Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin," versetzte der Priester und empfahl sich mit gewöhnlicher, freundlicher Würde.

Otto holte erleichterter Athem, als er hinaus war, „er weiß Nichts," murmelte er für sich. Er dechifferirte nun Eschlers Zettel, dieser schrieb:

„Nur wer reine Hände aufzuheben vermag zum Gebet, kann die Tiefen geheimer Wissenschaft ergründen, und die Schätze derselben, die so groß sind, daß sie kein Wort zu nennen vermag, nützen. Sie sind so weit gekommen, als es der Menschengeist allein vermag. Erleichtern Sie ihr Gewissen, thun Sie Buße, werfen Sie die Last der Blutschuld von sich und sich selbst als ein reuiger Sünder in die offnen Arme der Mutterkirche, die aus dem Schatze Ihrer Gnaden Ihnen helfen kann. Erst wenn die Kirche Sie mit Ihrem Gewissen und mit Gott ausgesühnt, erst dann können Sie auf Früchte Ihrer geheimen Studien rechnen. Ist das geschehen,

so reißen Sie diese Chiffre entzwei und senden Sie mir die eine Hälfte, dann eile ich zu Ihnen und löse Ihnen selbst die letzten Räthsel. Der Priester Barnesius wird Ihnen gern zur Versöhnung mit der Kirche die Hand bieten, sich eines andern Geistlichen zu bedienen rathe ich nicht, da die Menschen oft liebloser urtheilen, als die heilige Kirche. Um der Hoffnungen willen, die ich auf Sie in der geheimen Wissenschaft baue, möchte ich das Geheimniß Ihrer Sünden vor der Welt gesichert wissen, von mir und Barnesius haben Sie Nichts zu fürchten. Ich gebe Ihnen einen doppelten Segen zu dem Werke Ihrer Reue. Eschler."

Dieser Brief gab Otto'n seinen ganzen Muth wieder, er zeigte ihm den Weg, seiner Gewissensangst ledig zu werden, und die geheime Wissenschaft umspann ihn aufs Neue mit verlockenden Hoffnungen. Nur Eins quälte ihn, er sollte bereuen, aber eigentlich fühlte er gar keine Reue, er wünschte wohl Das und Jenes nicht gethan zu haben, aber nur weil ihm die Erinnerung daran lästig fiel, nicht, daß er darüber, als Sünde, Schmerz gehabt. Dennoch beschloß er,

immer von der fixen Idee, ein Meister in der Magie und Kabbala zu werden, beherrscht, Barnesius seine Sünden zu beichten.

Sein sonst so klarer Verstand war gänzlich dahin, er hatte nur die Besorgniß, daß ihm Barnesius die Absolution verweigern könne.

III.

Jesuit und Protestant.

Am Tage nach dem Besuche des Dr. Eschler in Schwaning ging Antonie mit ihrer Tochter Ottilie in das Städtlein hinunter, um einer alten Frau eine Gabe zu überbringen, die sich diese sonst allmonatlich selbst auf dem Schlosse geholt. Sie war aber am letzte Monatstag nicht erschienen und Antonie hatte gestern erfahren, daß sie krank liege. Heute ging die gütige Dame selbst zu ihr.

Als sie das Haus der alten Frau, die sie fast sterbend gefunden, eben wieder verlassen wollte, stieß sie an der Thüre auf den katholischen Kaplan des Städchens, der das Schloß seit jener von uns erwähnten Scene nicht wieder betretenh atte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der kleine Mann grüßte Frau und Fräulein von Schwaning höflich, ging ihnen aber nicht aus dem Wege, sondern blieb, während sich eine nicht geringe Verlegenheit auf seinem Gesichte zeigte, vor den Damen stehen.

„Gnädige Frau," begann er endlich stotternd, „Sie wissen vielleicht, wie ich über Protestanten denke."

„Ich erinnere mich dessen," entgegnet Frau von Schwaning verwundert.

„Nun sehen Sie, meine Gnädige, trotzdem muß ich sagen, daß ich mich sehr freue, daß Sie so ohne Unterschied der Religion die Armuth unterstützen!"

„Das ist ja bei mir, in Ihren Augen, nur ein glänzendes Laster!" antwortete Antonie lächelnd.

„Sie haben ein gutes Gedächtniß, gnädige Frau, aber lassen Sie das jetzt, ich spreche jetzt nicht als katholischer Priester zu einer Ketzerin, sondern als ein Mensch, der sich über die edle Wohlthätigkeit eines andern Menschen freut und ihm dafür einen Dienst erweisen möchte! — Darf ich reden, gnädige Frau?"

„Ich bitte darum, Herr Kaplan!"

„Sehen Sie, meine Gnädige, Sie haben so viel Gutes an meinen Pfarrkindern gethan, daß ich mich Ihnen dankbar beweisen muß, ich möchte Sie wenigstens auf Erden glücklich wissen dafür' da ich für Ihr ewiges Heil leider nicht sorgen kann. Nehmen Sie das, was ich Ihnen sage nicht zu leicht, der Entschluß es Ihnen mitzutheilen hat mich manchen harten Kampf gekostet, ich weiß nicht, ob ich recht thue, aber mein Herz drängt mich dazu. Hören Sie, hüten Sie sich vor dem Herrn Barnesius, sonst wird er Sie, Ihren Gemahl und Ihre Kinder verderben, Barnesius ist ein — Jesuit! —" Salvavi animam meam!" murmelte der kleine Mann, ließ die Edeldame stehen und schlüpfte in das Haus der sterbenden Frau.

Für den Leser ist es gewiß keine Neuigkeit, er hat gewiß längst errathen, daß Barnesius zu dem berühmten Orden gehört, der ein gewappneter Ritter den Handschuh aufgehoben, den die Reformation dem Papstthum hingeworfen.

Der kleine Kaplan sagte keine Unwahrheit; Barnesius gehörte zu der geistlichen Soldateska, die mit allen Waffen, schlecht oder gut, heilig

Bayerische
Staatsbibliothek
München

oder unheilig, seit Jahrhunderten die Reformation bekämpft hat.

Antonie schrak heftig zusammen, aber sie ermannte sich gleich wieder und fragte Ottilie:

„Glaubst Du, was der Kaplan sagte?“

„Ich weiß nicht, liebe Mutter,“ entgegnete das liebliche Mädchen ausweichend, sie hatte nach ihrer Lectüre sich ein Bild von den Jesuiten gemacht, das ziemlich das richtige war und trefflich auf Barnesius paßte, aber in der klugen Weise, die von den Schwaningen auf sie übergegangen, vermied sie Etwas zu bestätigen, von dem sie nicht durch Thatsachen, sondern lediglich durch ihr Gefühl überzeugt war.

„Nein, es ist nicht möglich,“ fuhr Antonie fort, deren protestantische Ansicht über die Jesuiten noch ganz in alter Kraft bestanden, da Barnesius über den Orden, dem er angehörte, nie mit ihr gesprochen, „nein, es ist nicht möglich, Barnesius hat diesen eiteln Priester gedemüthigt an jenem Abend, aus Feindschaft verläumdet dieser nun den edeln Mann bei mir und nennt ihn einen Jesuiten!“

„Auch Feinde, liebe Mutter,“ entgegnete

Bayerische Staatsbibliothek München

Ottilie, „reden oft die Wahrheit, wie ein Lügner sah der Kaplan nicht aus!"

„Auch Du, Ottilie," sagte die gänzlich von Barnesius bestrickte Dame, „auch Du verkennst den edeln Mann. Nein, er ist kein Jesuit, ich sage es Dir, Feindschaft des Kaplans, reine Verläumdung!"

Das junge Mädchen schwieg, sie glaubte dem Kaplan.

Wenn wir auch nicht bestreiten wollen, daß der Kaplan einen Groll wider Barnesius hegte und deßhalb Antonie warnte, so war es doch nicht blos deßhalb, auch nicht rein aus Theilnahme an der Edelfrau, obgleich auch diese nicht erheuchelt war; die Warnung des Priesters hatte einen tiefern Grund.

Wie einst die Prätorianer in der weltlichen Herrschaft des alten Rom standen, so stehen die Jesuiten in der geistlichen Herrschaft des neuen Rom. Sie sind bevorzugt vor allen übrigen Streitern, sie sind die mächtigste Waffe des Papstes gegen den Protestantismus — aber, wie die Kaiser des alten Rom zitterten vor dem Zorn ihrer mächtigen Prätorianer, so muß der Papst bangen vor der gewaltigen geistlichen

Miliz der Loyoliten. So lange er in ihrem Interesse handelt, halten sie ihn auf seinem Throne, sobald er ihnen widerstrebt, stürzen sie ihn. Die Jesuiten haben sich vielleicht eben so oft einen neuen Papst gewählt, als die Prätorianer einen neuen Kaiser. Katholiken, eifrige Anhänger des Papstes, sehen deshalb stets mit Besorgniß auf das mächtige Gebäude des Ordens, fast alle Weltpriester sind eifersüchtig auf die wachsende Gewalt der Jesuiten, und nur die Furcht heißt sie schweigen bei den kühnen Eingriffen, die sich die Jesuiten überall in ihre geistliche Wirksamkeit erlauben. Der katholische Klerus, namentlich der niedere, liebt die Jesuiten nicht, er hegt bittern Haß gegen sie. Die wirklich einsichtsvollen und kräftigen Päpste, die auf dem Stuhle Petri gesessen, haben das auch recht gut eingesehen und sich dieses gefährlichen Ordens zu entledigen versucht; vergebens, die geistliche Miliz war schon zu mächtig. Peter der Große hatte einst mehr Glück in der Vernichtung der Strelitzen, Sultan Mahmud II. in unsern Tagen war glücklicher bei der Niedermetzelung der Janitscharen, als Ganganelli bei seinem Versuch, den Jesuiten-Orden aufzuheben.

Trotz des Anathemas, das die gesammte katholische Christenheit des vorigen Jahrhunderts über die Jesuiten aussprach, trotz der Bulle „Dominus ac redemptor“ ist der Orden Loyolas mächtiger als je; die Bulle „sollicitudo omnium,“ die ihn herstellte, hat eine wahrhafte „Betrübniß Aller“, Vernünftigen wenigstens, zu Wege gebracht.

Der Geist, der dem ganzen niedern katholischen Klerus innewohnt, mit dem er auf den Jesuitenorden blickt, gleicht der Eifersucht, mit der Linientruppen ein bevorzugtes Gardecorps ansehen. Dieser Geist der Eifersucht gegen den mächtigen Orden mochte auch hauptsächlich den Kaplan vermocht haben, Antonie zu warnen.

Frau von Schwaning kehrte allerdings mit der Ansicht, daß der Kaplan ihren langjährigen Freund nur verläumdet habe, aber dennoch etwas beunruhigt in das Schloß zurück, und es war ihr lieb, daß ihr Barnesius gleich entgegenkam, um ihr die Empfehlungen Dr. Eschlers zu überbringen. Barnesius, der sich ganz hineingelebt hatte in Antoniens Wesen, bemerkte sehr bald, daß die Dame Etwas auf dem Herzen habe, aber viel zu klug, um zu fragen, beschloß er zu

beobachten. Antonie ließ auch nicht lange auf sich warten, sondern fragte ihn ohne Umschweife:

„Waren Sie früher vielleicht Ordensgeistlicher?"

„Ich war es," antwortete Barnesius scheinbar sehr ruhig; „doch wie kommen Sie zu dieser Frage, gnädige Frau? Ich glaubte, ich hätte mit Ihnen zu mehreren Malen davon gesprochen, daß ich Mitglied der heiligen Congregation der Propaganda gewesen, daß ich als Glied dieser Congregation verschiedene Missionen in Africa verwaltet habe."

„Das weiß ich," sagte Frau von Schwaning, „aber man sagte mir heute, Sie seien Jesuit!"

Auch der aufmerksamste Beobachter hätte nicht das mindeste Zeichen von Unruhe in dem Gesichte des Jesuiten wahrgenommen. Lächelnd antwortete er mit echt jesuitischem Doppelsinn.

„Ich kann mich nicht rühmen, ein Mitglied dieses mächtigen Ordens gewesen zu sein!"

„Weil Du es noch bist!" sagte die kluge Ottilie zu sich selbst.

„Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen," antwortete Antonie dem Priester; „ich glaubte

zwar gleich nicht daran, aber es ist mir lieb, daß Sie meine Ansicht bestätigen!"

„Wie so? Warum einen Stein vom Herzen?" fragte der Priester, sich verwundert stellend. „Ist es denn in Ihrem sanften Herzen ein so großes Verbrechen, zu jenem berühmten und heiligen Orden zu gehören?"

„Sie wollen doch die Jesuiten nicht vertheidigen?" rief Antonie eifrig.

„Ich werde mich wohl hüten," versetzte der Jesuit lächelnd, „Alles zu vertreten, was einzelne Ordensglieder gethan, aber wenn Einzelne Verbrecher waren, wer will darum den so segensreichen Orden in seiner Gesammtheit verdammen? Auch Sie, gnädige Frau, werden gewiß nicht vertheidigen wollen, was einzelne Franzosen z. B. während der Revolution verübt; und dennoch wird weder Ihr richtiger Verstand, noch Ihr gutes Herz in ein Verdammnißurtheil über die ganze Nation einstimmen!"

Frau von Schwaning war durch dieses scheinbar schlagende Argument schon halb besiegt, dennoch sagte sie: „aber der ganze Orden hat ja abscheuliche Tendenzen, besonders eine wahrhaft teuflische Moral!"

„Meine verehrte, gnädige Frau," antwortete jetzt der Jesuit ernst, „ich habe Sie noch nie so gesehen, Sie haben mir bis jetzt nie wehe gethan durch Angriffe auf meine Kirche, auch ich habe Ihnen, so viel ich weiß, nie Anlaß gegeben, sich über meine Unduldsamkeit zu beschweren. Warum auf einmal schmähen Sie einen Orden, der seit seinem Bestehen Millionen von Heiden der Segnungen des Evangeliums theilhaftig gemacht hat und damit allein in den Augen aller Wohldenkenden alle Verbrechen gut gemacht hat, die sich einzelne Mitglieder haben zu Schulden kommen lassen? Warum schmähen Sie meine Kirche, denn das sichtbare Oberhaupt derselben hat das Ordensstatut der Jesuiten sanctionirt? Glauben Sie, daß meine Kirche eine teuflische Moral lehrt? Es thut mir leid, gnädige Frau, daß Sie die Verleumdungen, die man in protestantischen Landen aussprengt, nachsprechen. Doch was wundere ich mich darüber? Werden diese Verläumdungen doch auch von einem Theile der katholischen Christenheit geglaubt! Nein, lassen Sie mich," — fuhr Barnesius eifrig fort, da er sah, daß ihn Antonie unterbrechen wollte — „ich kann Ihnen deshalb nicht zürnen, Sie sind nicht

meines Glaubens, und meine Hinweisung auf meine Kirche und ihr Oberhaupt, kann keine Autorität für Sie sein; aber mir werden Sie glauben, ich bin seit Jahren Ihr Freund und ich glaube, Sie haben meine Treue erprobt. Nun denn, ich habe das Ordensstatut der Jesuiten gelesen, ich kenne ihre Moral, ihre Tendenzen, ihre Einrichtungen und habe darin nichts Teuflisches, nichts Abscheuliches, wohl aber den rechten Geist des Christenthums gefunden. Glauben Sie mir das?"

„Ich glaube Ihnen," entgegnete Antonie hastig und mit dem Tone der vollsten Ueberzeugung, „ich hatte nicht im Geringsten die Absicht Sie zu beleidigen, Ihrem Glauben zu nahe zu treten, der mir durch Sie ehrwürdig geworden ist, da ich an Ihrem Beispiel gesehen, daß er eben so gut, wie der meinige, wahrhaft fromme und edle Männer bildet. Ich glaube Ihnen, daß man den Orden verläumdet hat."

Der Priester war zufrieden und ging auf ein anderes Thema über. Er hatte meisterlich gesprochen, gerade seine eifrige Vertheidigung der Loyoliten überzeugte Antonien, daß er nicht zu dem Orden gehöre, „denn," sagte sie zu sich

selbst, „ist er Jesuit, so will er das geheim halten und dann würde er den Orden nicht so eifrig vertheidigt haben!“

Barnesius kannte Antonien durch und durch, er hatte diesen Ideengang bei ihr vorausgesehen, und war seines Sieges im Voraus gewiß.

„Und er ist doch ein Jesuit!“ sagte Ottilie, die dem Gespräch aufmerksam gefolgt war, zu sich selbst, „ich werde die Mutter bewachen!“

An demselben Tage noch schrieb die kluge und schöne Tochter der Schwaninge ein Billet an den protestantischen Geistlichen des Orts und bat ihn, ihr so bald als möglich einen Besuch zu machen.

Während dieser Vorgänge hatte Bernd Schwaning seine Nachforschungen nach dem geheimen Ausgang des Gewehrzimmers begonnen und war mit großer Vorsicht verfahren. Er forderte vom Kastellane die Schlüssel zu den Gewehrschränken seines Großvaters, dieser gab sie ihm unbedenklich und sagte nur:

„Sie werden nicht viel finden, junger Herr; da der selige Herr Großvater nicht mehr auf die Jagd ging, verschenkte er fast alles brauchbare Jagdzeug an Ihren Herrn Vater. Hier sind

die Schlüssel, aber Sie müssen probiren, denn zu jedem Schranke ist ein besonderer Schlüssel!"

„Schon gut!" entgegnete Bernd und ging in das Gewehrzimmer. „Sieben Thüren sind hier," sagte er dort zu sich selbst, „und sieben Schlüssel habe ich, einer muß passen!"

Er schloß einige Schränke auf und fand die Vermuthung des Kastellans bestätigt, es waren nur schlechte, verrostete Gewehre darin, des Scheines wegen nahm er indeß doch ein alterthümliches Jagdmesser heraus; endlich kam er zu der Thüre, die in den verborgenen Gang führte, er probirte und der am meisten verrostete seiner Schlüssel schloß sie wirklich. Bernd jubelte, als er den schmalen, dunkeln Gang sah. Ruhig holte er sich nun ein Licht, und begann seine Wanderung. Der Knabe ging vorsichtig und langsam. Deutlich vernahm er die Stimme seiner Mutter zu seiner Rechten. Er drückte sein Ohr an die dünne Wand und konnte verstehen, was gesprochen wurde. „Hm!" sagte er zu sich selbst, „sollte Barnesius vielleicht meine Mutter belauschen? Gewiß will er sie zur Kirche bekehren, kanns ihm nicht verdenken — aber der Gang muß weiter gehen!"

Bernd gelangte nun bis ans Ende des Ganges und stieg die wenigen Stufen hinunter. Er sah an der ihm gegenüberstehenden Wand kein Schloß, keinen Drücker, er stemmte sich mit Gewalt dagegen, aber seine Anstrengungen waren umsonst. Aufmerksam beleuchtete er jetzt die Wand und bemerkte endlich einen eisernen Knopf, er drückte darauf aber umsonst, er sah den Knopf genauer an und fand ein R. darauf eingegraben. „R.“ sann er, „ha, ich hab's gefunden, „Rechts," soll das heißen!" Er schob den Knopf nach rechts und leicht öffnete sich die Wand und ließ ihn hineinsehen in den Ahnensaal. „Also hier? Nein, es war im Ahnensaal gestern Nacht kein Licht und im Finstern werden die Herren hier nicht mit einander conferirt haben, der Weg muß weiter gehen!"

Eine ganze Weile suchte Bernd im ganzen Saal nach einer verborgenen Thüre, er rückte an allen Bildern, denn verborgen mußte seiner Ansicht nach die Thüre sein. Plötzlich begann er laut zu lachen, denn seine Augen fielen von ungefähr auf die Thüre, die gar nicht verborgen war. „Jetzt hab ich's, die Herren sind zum Vater in den Thurmflügel gegangen, prächtig, daß

ich nun endlich die Geheimnisse desselben erkunden kann!"

Von frühester Jugend an hatte Bernd stets eine mächtige Neugierde geplagt, jene Räume, die er nie betreten durfte, kennen zu lernen. Er betrachtete aufmerksam das Schloß derselben und sah sogleich, daß sie sich mit demselben Schlüssel öffnen lassen werde, der die Thüre des Ganges geschlossen. Jetzt kehrte er um, rückte das Bild seines Ahnherrn, das den verborgenen Gang maskirte, an seine Stelle, schloß den Gang, steckte den Schlüssel zu sich, begab sich auf sein Zimmer und legte eine Wachskerze in Bereitschaft. „Barnesius," dachte er, „hat vorige Nacht gewacht, diese Nacht wird er schlafen, ich kann ungestört meine Entdeckungsreise in den Thurmflügel unternehmen."

Allerdings ging der Jesuit an diesem Abend sehr zeitig zur Ruhe und Bernd schlich auf Socken zum Gewehrzimmer, die Kerze und ein Feuerzeug hatte er in der Tasche. Erst, wenn er den Ahnensaal hinter sich hatte, wollte er Licht machen, er fürchtete, ein Diener könne noch auf sein, den Schimmer sehen und Lärm machen. Im Thurmflügel war er ganz sicher, denn erst-

lich wußte die gesammte Dienerschaft, daß ihr Herr oft die ganze Nacht wachte, und zweitens hätte es Niemand gewagt, diesen Theil des Schlosses gegen den ausdrücklichen Befehl des Herrn zu betreten. Bernd rechnete darauf, daß sein Vater ebenfalls von der vorigen Nacht ermüdet die heutige Nacht schlafen würde.

Als er nun so im Finstern durch den Gang schlich, bemerkte er plötzlich von rechts her einen Lichtschimmer. Er untersuchte und bald legte er sein Auge an eine kleine Oeffnung, die indeß doch groß genug war, ihn bemerken zu lassen, daß seine Mutter in ihrem Zimmer langsam auf- und abging.

„Barnestus hört und sieht also, wenn er will, Alles, was meine Mutter in ihren Zimmern thut," dachte der Knabe und fand das nicht schlecht, sondern nur klug. Ein würdiger Jesuitenschüler! Bernd ging weiter und sah bald einen zweiten Lichtschimmer, er fand eine ähnliche Oeffnung, die ihm, als er hindurchschaute, den vollen Blick auf das Bette seiner Schwester gestattete. Eine alte Kammerfrau hatte eben das reizende Mädchen entkleidet, das im Begriff war zu Bette zu gehen.

„Hätte nicht gedacht, daß Ottilie so schön wäre! murmelte Bernd. „Jetzt weiß ich, warum Barnesius sich so oft Nachts entfernt, er mag Ottilien wohl oft beim Auskleiden belauscht haben. Wenn sie das wüßte?" Der ehrenwerthe Knabe schritt weiter, ein dritter Lichtschimmer zog ihn an, dieses Mal blieb er sehr lange beobachtend an der Oeffnung stehen. Er sah, wie sich die beiden ziemlich hübschen Kammerjungfern seiner Schwester und seiner Mutter, die schon oft seine Sinnlichkeit erregt, wie diese sich auskleideten, er hörte ihr Gelächter, er verstand jedes Wort von den Scherzen, die sie über ihre beiderseitigen Liebhaber machten. Auch die Sinnlichkeit Bernd's hatte Barnesius sehr früh zu erregen verstanden und der junge Knabe war bereits längst aller geistigen Keuschheit bar, wenn er sich auch die leibliche in knabenhafter Blödigkeit bis jetzt erhalten hatte. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß er mit schlagenden Pulsen und flammendem Gesicht so lange als möglich die beiden Mädchen beobachtete. Endlich gingen diese zu Bett und löschten ihre Lampe. Das Blut siedete in Bernd's Adern, als er seufzend weiter ging.

Nachdem er den Ahnensaal durchschritten,

die Thüre geöffnet und in dem Thurmflügel angekommen war, zündete er sein Licht an und durchwanderte nun die öden Säle, die prachtvollen Zimmer jenes Gebietes, das in seiner Phantasie wie ein verzaubertes Schloß gestanden. Aber sei es, daß er sich zu große Vorstellungen davon gemacht, daß die Wirklichkeit in keinem Vergleich mit seinen Hoffnungen stand, und nun das gewöhnliche unangenehme Gefühl der Enttäuschung bei ihm eintrat, oder daß die von ihm eben belauschte Scene noch nachwirkte und ihn gleichgültiger gegen die Geheimnisse des Thurmflügels machte, kurz Bernd Schwaning kehrte sehr bald, höchst unbefriedigt, in den Ahnensaal zurück, löschte seine Kerze aus und befand sich wiederum in dem dunkeln Gang.

Aus dem Schlafgemach der Mädchen grüßte ihn kein Lichtschimmer wie er wohl gewünscht hätte, aber aus seiner Schwester Schlafgemach drang noch immer ein sanfter Strahl. Bernd schaute durch die Oeffnung, er sah Ottilie schlafend in dem Bette liegen und ging gleichgültig weiter: „es ist ihre Nachtlampe!“ sagte er, „und die Mutter ist zu Bett, denn es ist Alles finster!“

Glücklich und von Niemandem bemerkt er-

reichte der Knabe sein Zimmer, seine aufgeregte Phantasie ließ ihn die ganze Nacht hindurch eben so wenig Ruhe finden, wie die Gewissensbisse seinen armen, gepeinigten Vater. —

Der protestantische Prediger in Schwaning, Dr. Schrenk, war erst seit einem Jahr auf der Stelle. Er war dem alten Herrn Bernd von Schwaning auf einer Reise bekannt geworden, dieser hatte Gefallen an dem ruhigen, würdigen, ebenso weit von allem Zelotismus, als Indifferenz entferntem Wesen des im kräftigsten Alter stehenden Mannes gefunden und ihm die sehr reich dotirte Stelle zu Schwaning bei der nächsten Vacanz zugesichert. Der alte Mann wachte stets ängstlich über der Erfüllung seiner Versprechen und so hatte er, noch in seinem Testamente, verfügt, daß dem Dr. Schrenk nach dem Tode des alten Predigers diese Stelle conferirt werden solle.

Vor Jahresfrist war der alte Geistliche gestorben und Dr. Schrenk wirklich sein Nachfolger geworden. Er hatte seinem Patron einen Besuch gemacht, war von diesem zur Tafel gebeten worden, und damit schien die Sache abgemacht, in weitere Berührung war der neue Prediger

mit der Familie Schwaning nicht gekommen. Zwar wußte er, daß Frau von Schwaning Protestantin, daß auch ihre Tochter Ottilie nach protestantischem Ritus von seinem Vorgänger getauft und daß die Edeldame häufig bei diesem communicirt; da aber weder Antonie, noch Ottilie seine Vorträge besuchten, sich auch das ganze Jahr hindurch gar nicht um ihn bekümmerten, so glaubte er, Mutter und Tochter wären im Stillen zum Katholicismus übergetreten. Um so mehr war er durch die Einladung Ottiliens überrascht, er schlug in seinen Kirchenbüchern nach, fand den Geburts- und Tauftag Ottiliens von Schwaning und trug anfänglich Bedenken auf die Einladung eines Mädchens hin, die den Jahren nach noch völlig Kind sein mußte, das Schloß zu besuchen. Indeß fiel ihm ein, daß die Mutter vielleicht doch noch Protestantin, daß sie krank sein und daß Ottilie in ihrem Namen geschrieben haben könne. So sehr er es also auch, als ächter Protestant, haßte, wenn sich Geistliche unberufen in die Familien eindrängten, so glaubte er doch hier seiner Amtspflicht gemäß zu handeln, wenn er Ottiliens Einladung Folge leiste.

Er ging am andern Morgen nach dem Schloß.

Gleich im Portale begegnete ihm Barnesius. Die Herren kannten sich nicht und Dr. Schrenk, der im Schloß nicht Bescheid wußte, auch keinen Bedienten bemerkte, grüßte den Jesuiten höflich und fragte ihn nach dem Wege zu den Zimmern des Fräuleins von Schwaning.

Der Jesuit betrachtete den Fremden aufmerksam und erkannte einen protestantischen Geistlichen und zwar einen wirklich protestantischen in ihm. Vielerlei Geschöpfe haben die Gabe ihre Feinde instinctmäßig zu erkennen, auch Dr. Schrenk fand sich unangenehm von Barnesius Erscheinung berührt, aber er stutzte doch, als dieser sagte: „ich zweifle, daß Sie das Fräulein finden, kann ich vielleicht einen Auftrag an sie ausrichten?"

Dr. Schrenk wußte nicht gleich, was er darauf antworten sollte, und freute sich sehr, daß ihn ein Diener aus dieser Verlegenheit riß, der, sich höflich vor ihm verbeugend, sagte: „Wollen Sie mir nicht folgen, Herr Prediger, das gnädige Fräulein erwartet Sie!"

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr!" empfahl sich der Geistliche dem Jesuiten und folgte dem Bedienten.

Barnesius schritt eine Weile sinnend auf und ab. „Was ist das?“ fragte er sich. „Gestern die Frage, ob ich Jesuit und heute der protestantische Geistliche? Doch, ich kenne Antonien zu gut — Ottilie, sie ist es ja, zu der der Geistliche will! Kann ich denn dieses kleine Mädchen nirgends fassen?“

Er ging zu Frau von Schwaning. Unterdessen war Dr. Schrenk zu Ottilien geführt worden, und der Geistliche war sehr erstaunt, da ihm anstatt des erwarteten Kindes eine schöne, ernste, jungfräuliche Gestalt entgegentrat und sich ihm als Fräulein von Schwaning präsentirte.

„Ich danke Ihnen, Herr Prediger,“ begann das junge Mädchen, „daß Sie so freundlich meiner Bitte nachgegeben; ich habe Wichtiges, vielleicht das Wichtigste für den Menschen, mit Ihnen zu sprechen! Bitte, nehmen Sie Platz.“

Man setzte sich und der Geistliche konnte sich noch immer nicht in das Wesen finden, das ihm so ganz anders erschien, als er es sich gedacht.

„Sie wissen,“ fuhr Ottilie fort, „daß meine Mutter Protestantin ist, und ich, zu Folge des

Ehevertrags, nach protestantischem Ritus getauft bin!"

„Ich weiß das, mein Fräulein!"

„Nun hat mich meine Mutter selbst von Kindheit an in dieser Confession erzogen, meine spätere Lectüre hat mich in diesem Glauben befestigt —"

„Darf ich fragen, mein Fräulein, was Sie gelesen?" unterbrach der Geistliche das schöne Mädchen.

„Die Bibel," entgegnete Ottilie einfach und fuhr, als der Geistliche billigend nickte, ruhig fort: „Bis zum Tode meines Großvaters las meine Mutter häufig mit mir, redete mit mir über das Gelesene, wir lernten Lieder zusammen u. s. w. Nach dem Tode meines Großvaters aber, der hier so Manches geändert, änderte sich auch das, die Mutter las viele andere Bücher mit mir, die meiner Ansicht nach auch nichts Schlimmes enthielten, aber die Bibel schien mir das Alles viel klarer, eindringlicher und besser zu enthalten. Nach und nach zog ich mich von der Lectüre mit der Mutter zurück, setzte aber, namentlich das Bibellesen, eifrig für mich fort. Jetzt will es mich nun bedünken, als ob meine Mutter in

vielen wichtigen Punkten ihre Ansicht wesentlich geändert habe und, ich muß mit Ihnen offen reden — sich zum Katholicismus hinneige. Mir indeß hat sie nie einen Zwang aufgelegt, und da ich protestantisch getauft bin, auch, so weit mein Verstand reicht, aufrichtig glaube, in dieser Confession selig werden zu können, so will ich Protestantin bleiben!"

Das ruhige, entscheidende Wesen des jungen Fräuleins machte einen tiefen Eindruck auf den Geistlichen. Dr. Schrenk verhehlte es sich nicht, daß seine Stellung eine schwierige werden müsse in einem katholischen Hause, einer sich zum Katholicismus hinneigenden Mutter gegenüber; er würde, wenn Ottilie katholisch getauft worden wäre, ihr unbedenklich gerathen haben, zu warten und ihre Ansichten reifen zu lassen, aber das Fräulein gehörte durch die Taufe zu seiner Gemeinde, er durfte es, als eine ihm anvertraute Seele, nicht verlassen und sah deshalb im Gefühl seiner Pflicht ruhig den weitern Eröffnungen Ottiliens entgegen.

„Der Lehrer meines Bruders ist katholischer Priester," fuhr das Fräulein fort, „und wenn er auch sehr tolerant zu sein scheint, so schreibe ich

doch seinem Einfluß die Veränderung meiner Mutter zu — ich habe also Niemanden im Schloß, der mich weiter unterrichten könnte in meinem Glauben. Sie, Herr Prediger, bitte ich nun, mich durch Ihren Unterricht zur Corfirmation vorzubereiten, denn ich glaube, daß ich das gesetzliche Alter erreicht habe!"

„Ich freue mich aufrichtig Ihrer Gesinnung, mein Fräulein," entgegnete Dr. Schrenk, „und es ist wohl eine sichtliche Fügung Gottes, daß Ihnen unter solchen Umständen diese Ansichten erhalten worden sind. Gern gäbe ich Ihrer Bitte nach, denn Sie gehören zu meiner Gemeinde, die ihr Herr Großvater, der mich mit seiner persönlichen Freundschaft beehrte, mir unter göttlicher Zulassung anvertraut hat; es ist meine Pflicht, Sie zur Confirmation vorzubereiten, und ich hoffe, diese Pflicht soll mir eine Freude werden. Doch auch Sie haben Pflichten, mein theures Fräulein, die Sie nicht aus den Augen lassen dürfen, Sie haben Aeltern, und ohne deren Einwilligung kann und darf ich Ihren Unterricht nicht übernehmen!"

„Ich weiß es, Herr Prediger," antwortete Ottilie, „doch kann hier nur von meiner Mut-

ter die Rede sein, denn nach dem Ehevertrag steht ihr allein die Sorge für meine religiöse Erziehung zu, übrigens nimmt auch mein Vater nicht den geringsten Theil an dergleichen Verhandlungen. Der Mutter wegen aber habe ich Sie zu mir bemüht, sonst würde ich einfach zu Ihnen gekommen und mich zu Ihrem Unterricht gemeldet haben, wollen Sie mit meiner Mutter reden?"

„Die Erfüllung Ihres Wunsches ist in diesem Falle meine Pflicht," lautete die Antwort des Geistlichen.

„So bitte ich Sie, mir zu folgen!"

Ottilie ging voran; die kluge Tochter der Schwaninge hatte mit vollem Bewußtsein so und nicht anders gehandelt. Lange schon hatte sie diesen Plan mit sich herumgetragen, sie wollte Protestantin nicht bloß heißen, sondern auch sein, sie hielt es für eine Sünde, sich länger den Einwirkungen ihrer Kirche zu entziehen. Man könnte es unkindlich finden, daß Ottlie ihren Wunsch nicht zuerst der gütigen Mutter zu erkennen gegeben, aber sie kannte ihre Mutter zu gut, sie wußte, daß sich diese dann bei Barnesius Raths erholt haben würde, und von dessen Rath fürch-

tete sie das Schlimmste. Aber die kluge Tochter war auch eine gute Tochter, ihr protestantisches Bewußtsein sah mit Schmerz eine geliebte Mutter sich immer mehr von einem Glauben entfernen, der ihr über Alles theuer war, sie hoffte durch die Gegenwart des protestantischen Geistlichen ein Gegengewicht gegen den stets wachsenden Einfluß des Jesuiten zu bilden.

Als Ottilie mit Dr. Schrenk in das Zimmer ihrer Mutter trat, fand sie diese im Gespräch mit Barnesius, und das war ihr nicht unlieb.

„Unser Herr Prediger, liebe Mutter!" sagte das junge Mädchen, das Wort „unser" bedeutungsvoll hervorhebend.

Antonie stand auf und begrüßte den Prediger achtungsvoll, aber kühl. Gespannt schien Barnesius auf die Lösung dieser Dinge, die ihm ein Räthsel schienen, zu harren.

„Gnädigste Frau," redete Dr. Schrenk Antonien an, „ich komme als Geistlicher der Gemeinde, zu der Sie selbst gehören, um Ihnen einen Wunsch vorzutragen!"

„Sie werden mich geneigt finden, so weit es in meinen Kräften steht, allen Ihren Wün-

schen nachzukommen," antwortete Antonie erröthend, denn der leise Vorwurf, der in der Rede Schrenks für sie lag, war ihr nicht entgangen, und sie fühlte, daß sie ihn verdient.

„So kann ich," fuhr der Priester fort, „wohl auf die Erfüllung des Wunsches rechnen, da diese in Ihrer Macht liegt, zugleich aber auch für Sie eine Freude sein muß. Fräulein von Schwaning hat das Alter erreicht, das die Bestimmungen unserer Kirche sowohl, als auch die Gesetze unseres Vaterlandes für das passendste zur selbstständigen Erneuerung des Taufbundes, zur Confirmation, halten. Der Wunsch nun, um dessen Erfüllung ich Sie bitte, ist der: Fräulein von Schwaning begehrt von mir zur Confirmation vorbereitet, in den Lehren unsrer Kirche unterrichtet zu werden, und ich hoffe, gnädigste Frau, daß Sie mir diesen Unterricht, der meine Pflicht ist, gern anvertrauen werden, daß Sie mir wenigstens einen Theil des Vertrauens, mit dem des Fräuleins Großvater mich beehrte, erhalten haben!"

Antonie war in großer Verlegenheit; schon lange hatte sie sich der selbstständigen Entschließungen gänzlich entwöhnt, sie sah ihren Rathgeber

Barnesius an, aber dessen Gesicht verrieth die völligste Gleichgültigkeit. Dennoch war es Antonien fast Gewißheit, daß er die Confirmation Ottiliens durch diesen Mann nicht billigen werde. Aber wie konnte sie eine solche Bitte abschlagen? Sie wußte, daß Dr. Schrenk hier sogar das Recht zu fordern hatte. Deßhalb suchte sie Zeit zu gewinnen und erklärte, Ottilie sei, ihrem Ermessen nach, noch zu jung zur Confirmation. Ein Freudenstrahl zuckte über die Züge des Jesuiten.

Dr. Schrenk blickte Antonien scharf an und diese vermochte seinen Blick nicht zu ertragen, Ottiliens ganze Erscheinung widerlegte den Ausspruch der Mutter.

„Ich meine auch nicht,“ erklärte der Prediger, „daß Fräulein von Schwaning sogleich confirmirt werden solle, es ist nur von dem vorbereitenden Unterricht zu der Confirmation die Rede, dazu ist Fräulein von Schwaning nicht zu jung, überhaupt kann dieser Unterricht nie zu lange dauern. In dieser Zeit ist vor Allem eine feste, religiöse Grundlage nothwendig fürs Leben; diese möchte ich Fräulein von Schwaning geben, und Sie, gnädigste Frau, können und werden mir darin nicht entgegen sein, denn uns

Beiden, Ihnen als Mutter, mir als Seelsorger, ist die unsterbliche Seele des Fräuleins anvertraut — wir haben einst Rechenschaft über sie abzulegen!“

Frau von Schwaning schwieg, die Worte des Geistlichen machten einen tiefen Eindruck auf sie. Jetzt schlug sich Barnesius, der von solchen protestantischen Eindrücken für seine Pläne nichts Gutes erwarten konnte, ins Mittel und sagte freundlich:

„Die gnädige Frau scheint nicht gleich zu einem Entschluß kommen zu können, die Sache tritt ihr zu fremd entgegen, lassen Sie ihr einige Tage Zeit, Herr Prediger!“

Schrenk, schon durch Barnesius Wesen im Portal aufmerksam gemacht, durch Ottiliens leise Andeutung gewarnt, antwortete lächelnd:

„Ich sehe hier gar keinen Gegenstand, zu dem Ueberlegung nöthig. Keiner, der nur eine Viertelstunde mit Fräulein von Schwaning gesprochen, wird behaupten, daß sie unfähig zum Religionsunterricht wäre, und wäre sie es, so wäre es meine Pflicht so zeitig als möglich damit zu beginnen, um durch verdoppelte Anstrengungen ihr das zu ersetzen, was ihr an Fas-

sungsgabe abgeht. Doch dem ist nicht so — ich begreife es nicht, entweder müssen Sie, meine gnädigste Frau, kein Vertrauen in meine Grundsätze und meine Fähigkeiten setzen, oder Sie müßten denn die Absicht haben, Ihre Fräulein Tochter in einer andern Confession, vielleicht der Ihres Herrn Gemahls, erziehen zu lassen! —"

Der Prediger schwieg.

Antonie war in steigender Verlegenheit, sie wunderte sich selbst über ihr Widerstreben in einer Sache, die ihr Pflichtgefühl vollkommen billigte.

„Und wenn das Letztere der Fall wäre?" fragte der Jesuit mit lauerndem Lächeln.

„Das ist nicht der Fall, ich bin Protestantin und bleibe es!" versetzte Ottilie entschieden.

„Dann, mein Herr," antwortete Dr. Schrenk ruhig, „müßte die gnädige Frau öffentlich ihren Uebertritt zur römischen Kirche erklären, aus der protestantischen Kirchengemeinschaft ausscheiden, dann, aber nicht eher, würde sie ein Recht haben, ihr Kind katholisch erziehen zu lassen, denn der Ehevertrag besagt ausdrücklich, daß die Töchter der Religion ihrer Mutter folgen sollen. Und auch in diesem Fall weiß ich nicht, ob Fräu-

lein von Schwaning wider ihren Willen gezwungen werden könnte, katholisch zu werden!"

„Ottilie von Schwaning wird nie katholisch, sie läßt sich nicht zwingen!" warf das junge Mädchen lächelnd, aber mit großer Bestimmtheit ein.

Erstaunt blickte Antonie auf ihre Tochter, sie schien sicherer zu werden und sagte nun: „Mein Gott, was sind das für Reden! Ich bin Protestantin, ich habe nie daran gedacht, katholisch zu werden, bin eben so wenig geneigt, meine Tochter katholisch erziehen zu lassen, obwohl ich gegen die katholische Kirche durchaus keine Feindschaft hege, obwohl ich glaube, daß auch sie der Weg zum Heil ist. Es wäre entsetzlich, wenn ich das Gegentheil glauben könnte, ich müßte ja dann an der Seligkeit meines Sohnes zweifeln, aber trotz dem ist mir mein protestantischer Glaube theuer und werth. Entschuldigen Sie, Herr Prediger, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen, die Sache war mir nur anfänglich zu neu, beginnen Sie, wenn Ottilie es wünscht, sobald als möglich mit dem Unterricht, ich werde meiner Pflicht als Mutter treu sein!"

Antonie hatte sehr eifrig gesprochen, ihr

protestantisches Bewußtsein war erwacht, eine Art von Mißtrauen gegen Barnesius dämmerte in ihrer Seele auf, die Frage des Jesuiten „und wenn das Letztere der Fall wäre?" klang ihr beständig in die Ohren. Zwar sagte sie sich „eine unbedeutende Frage!" aber seltsame Ahnungen gaben dieser Frage eine hohe Bedeutung.

Mutter und Tochter verabredeten nun mit dem Prediger die Stunden, in denen Ottiliens Religionsunterricht stattfinden sollte. Es wurde bestimmt, daß Ottilie ein Mal in der Woche in das Haus des Geistlichen hinunter gehen und Schrenk das zweite Mal auf das Schloß kommen sollte. Antonie hatte erklärt, sie wünsche wenigstens eine Stunde in der Woche dem Unterrichte beizuwohnen.

Barnesius, der keinen weitern Theil am Gespräch genommen, wendete sich bei dieser Erklärung um und biß sich auf die Lippen. Mit einem Leichten „Bitte um Entschuldigung" gegen den Jesuiten begleitete Antonie den Prediger nebst ihrer Tochter bis zur Treppe, nicht ohne Grund ging Ottilie mit in das Zimmer ihrer Mutter zurück.

Barnesius, der Nichts sehnlicher wünschte,

als mit Antonien allein zu sein, um den Einfluß des Predigers im Entstehen zu untergraben, murmelte einen schweren Fluch über Ottilien, machte aber ein ganz freundliches Gesicht dazu.

„Hat Bernd nicht um 12 Uhr Unterricht in der Geschichte?" fragte das kluge Mädchen den Jesuiten nach der Uhr sehend.

„Warum, meine Tochter?" versetzte der Jesuit innerlich wüthend, aber dennoch äußerlich ruhig. Er wußte recht gut, daß ihn Ottilie entfernen wollte.

„Weil es eben 12 Uhr ist, mein Herr!" erwiderte Ottilie Schwaning. „Uebrigens habe ich, wenn ich nicht irre, Sie schon ein Mal gebeten, mich nicht „Tochter" zu nennen. Sie sind nicht mein Vater, nur als mein Freund hätten Sie ein Recht dazu, ich aber bin Ihre Freundin nicht, und heiße für Sie Ottilie Schwaning, oder wenn Sie lieber wollen, Fräulein Ottilie von Schwaning!"

„Ottilie!" rief Antonie verweisend, sie begriff die kühne Entschiedenheit ihres Kindes nicht mehr.

Der Jesuit wurde bleich; „allerdings," sagte er, mit Mühe seine Bewegungen bekämpfend,

„haben Sie mir schon ein Mal angedeutet, daß Sie mich nicht liebten und die Anrede „Tochter" nicht möchten; allein ich hielt das für die Unart eines Kindes, das nicht die Absicht haben kann, einen alten Freund seiner Aeltern zu beleidigen, ich hielt es für reine Unart und drang deshalb bei ihrer Frau Mutter nicht auf die Züchtigung, die sie verdient hätten. Jetzt muß ich es für mehr als kindische Unart halten; wenn Sie mir sagen, daß Sie mich nicht lieben, so sage ich Ihnen dagegen, daß ich Sie liebe, und darum verzeihe ich Ihnen, bin aber betrübt über Sie!"

„Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich, Herr Barnesius," bat Antonie, „und Du, Ottilie," setzte sie hinzu, „machst mir tiefen Kummer durch Dein Betragen!"

„Das thut mir leid, liebe Mutter, ich wollte Herrn Barnesius durchaus nicht beleidigen. Daß ich ihn nicht liebe, ist das eine Beleidigung? Und Du weißt selbst, daß es auch der Vater neulich unpassend gefunden, daß Herr Barnesius mich „Tochter" nennt; er trug Dir auf, es Herrn Barnesius anzudeuten, da Du es nicht thatest, habe ich es ganz höflich gethan, und es

war mir selbst nicht angenehm, daß ich es heute wiederholen mußte."

„Sie werden dem Kinde seine Thorheit nachsehen, nicht wahr?" wendete sich sehr verlegen Antonie an den Jesuiten. Dieser hatte die ganze Herrschaft über sich indeß wieder errungen und antwortete lächelnd:

„Gewiß, gnädige Frau, ich liebe Ihre Kinder zu sehr, um Ihnen nicht gern tausend Mal zu verzeihen!"

Ottilie schwieg, sie tadelte sich selbst, daß sie, von ihrem Unwillen gegen den Jesuiten hingerissen, sich eine Blöße gegeben, und sah mit großer Freude, daß sich Barnesius endlich entfernte. Was sie von ihrer Mutter wollte, erlangte sie, Antonie sagte Otto, daß Ottilie Confirmationsunterricht bei dem Prediger angenommen. Gleichgültig und mürrisch billigte der Edelmann das, was Tochter und Frau gethan.

Die kluge Ottilie hielt sich jetzt für gedeckt, sie glaubte, nach diesem ersten glänzenden Siege, den sie, ihrer Meinung nach, über Barnesius davongetragen, es werde ihr leicht werden, ihre Mutter ganz dem Einflusse eines Mannes zu entziehen, den sie instinktmäßig haßte, aber nicht

fürchtete. Das wurde dem klugen Mädchen indeß nicht so leicht, denn sie hatte einen Gegner, der kein Mittel scheute, der den Hauptsatz seines Ordens, „der Zweck heiligt die Mittel,“ trefflich zu benutzen verstand. Sein Zweck war „Ausbreitung der katholischen Religion, Steigerung der Macht seins Ordens, Vernichtung des Protestantismus.“ Alles für ihn gleichbedeutende Begriffe und „zur größern Ehre Gottes“ suchte er mit allen Waffen kämpfend zum Ziel zu gelangen. Ottilie hatte einen furchtbaren Gegner.

Barnesius verhehlte es sich indeß nicht, daß das kluge Mädchen ihn überwunden, und ein tödtlicher Haß beseelte ihn fortan gegen seines Zöglings Schwester. Er überdachte seine Stellung; Bernd war sein, unbedingt sein, er wußte, daß er auf seinen Zögling selbst gegen Mutter und Schwester zählen könne. Herr Meischke, so wie ein großer Theil der Dienerschaft gehorchte seinem Einfluß, ganz sicher war er der beiden Kammerjungfern, trotz dem, daß die Eine von Beiden eine Protestantin war. Otto von Schwaning mußte, allen Berechnungen nach, von selbst und zwar in kürzester Zeit in seine Gewalt fallen, es kam blos darauf an, ihn bis

dahin gegen fremden Einfluß sicher zu stellen, und das war bei Otto's Lebensart sehr leicht. Antonien kannte Barnesius durch und durch, er erkannte, daß heute sein Einfluß bei ihr gelitten, sie war noch nicht sein, aber sie war zu erkämpfen und mußte erkämpft werden. — Von welchem Feind aber? Von einem vierzehnjährigen Mädchen! Barnesius schämte sich dieses Gegners nicht, ein Jesuit verachtet auch den kleinsten Feind nicht, und da er keine Großmuth kennt, so vernichtet er ihn. Ottiliens einzige Stütze war nach des Priesters Meinung der Dr. Schrenk, diese Stütze mußte er dem jungen Mädchen um jeden Preis entreißen. Barnesius wußte nicht, daß Ottilie noch eine Stütze hatte, und das war ihre alte Kammerfrau; diese Person, im Uebrigen höchst beschränkt, war dennoch eine eifrige Protestantin, und besaß, wie das bei alten Leuten häufig der Fall ist, eine Art von Hellsichtigkeit in allen Dingen, die ihren Liebling, Ottilien betrafen. Barnesius hatte diese alte Person anfänglich scharf beobachtet, sie aber dann gänzlich ignorirt, er hielt sich von ihrer Ungefährlichkeit überzeugt.

Ottilie, die in den nächsten Tagen gleich

ihre Stunden bei Schrenk begann, erwartete stets, der Jesuit werde ihre Mutter zu einem Widerruf der gegebenen Erlaubniß zu bewegen suchen. Sie hatte sich getäuscht. Barnesius that gar Nichts, seine Besuche bei Frau von Schwaning wurden sogar kürzer und seltener. Ruhig schien er Antonien dem Einfluß Ottiliens und des Geistlichen überlassen zu wollen.

Er hatte jetzt nur die Absicht, Antonien wieder ganz sicher zu machen. Eindringen in sie unter diesen Umständen mußte ein schon vorhandenes Mißtrauen vergrößern, ein nicht vorhandenes erwecken. Dabei wollte der Jesuit Ottilien durch seine scheinbare Ruhe irre führen. Das erste gelang ihm, das zweite nicht. Ottilie begriff ihn zwar nicht, aber sie war auf ihrer Hut.

Bernd Schwaning war allen diesen Vorgängen fremd geblieben, er hatte diese Tage her sich Viel mit eignen Plänen beschäftigt, und der Zögling hatte in seinem kleinen Kreise vielleicht mit mehr Glück operirt, als der Lehrer in seinem größern. Zwar war es dem jungen Menschen nicht wieder gelungen, die beiden Kammermädchen beim zu Bettgehen zu beobachten,

denn zu seinem größten Verdruß war jetzt sein Lehrer Nacht für Nacht nicht zu Bett. — Barnesius versäumte jetzt Nichts, um Antonien und Ottilien ins Geheim zu belauschen — und wenn er zurückkehrte war Bernd allerdings gewöhnlich noch wach, aber was half ihm das, die hübschen Kammermädchen hatten dann längst ihr Licht gelöscht. Vielleicht hätte sich Bernd noch lange begnügt blos seine Augen an den Reizen der Mädchen zu weiden, jetzt da das nicht ging, beschloß er zu handeln. Bald hierhin, bald dorthin wußte er unter allerlei Vorwänden das hübscheste der beiden Mädchen zu locken. Er fand es willig zum Küssen und zu andern verliebten Tändeleien, denn Bernd war ein schöner Knabe und war freigebig; er wußte indeß nicht, daß sein Lehrer längst Kunde von dem hatte, was er ihm eifrig verbarg. Das Mädchen setzte Barnesius von Allem, was zwischen ihr und Bernd vorging, sogleich in Kenntniß und hatte ihre geheimen Instructionen von dem Jesuiten. Bernd wurde immer dringender, immer aufgeregter und, da er keine Befriedigung fand, immer mürrischer und unzufriedener. Barnesius, der kein Mittel verschmähete, seinen Zögling fester und fester an

sich zu fesseln, benutzte auch diesen Umstand trefflich. Als Bernd eines Morgens unmuthig bei einer Arbeit saß, begann der Lehrer:

„Was fehlt Ihnen, mein Sohn? Ich bemerke seit einigen Tagen einen Unmuth, eine Unruhe an Ihnen, die Ihnen nicht natürlich ist; Ihre Arbeiten ermangeln jenes hohen Gedankenflugs, der sie sonst so auszeichnete. Warum vertrauen Sie mir nicht, mein Sohn, was Sie quält?"

Bernd wäre kein Jesuitenzögling gewesen, wenn er gleich die Wahrheit gesagt hätte, er wich aus.

„Haben Sie eine Sünde auf dem Gewissen, mein Sohn, ich spreche Sie los! Sie wissen, wie gütig unsere Kirche ist, es ist ihr eine Freude Sünden vergeben zu können!"

„Ich bin mir keiner besondern Sünde bewußt, mein Vater!"

„So reden Sie doch, haben Sie einen besonderen Wunsch, ein heftiges Verlangen?"

Bernd schwieg.

„Sie stehen in dem Alter, wo die Sinne gebieterische Forderungen zu machen pflegen. Ist es der Aufruhr Ihrer Sinne, der Tumult des jugendlich heißen Bluts, was Sie quält?"

Bernd bejahte.

„Warum sagten Sie das nicht gleich, mein Sohn? Denken Sie denn, daß ich nicht auch einst jung gewesen, daß ich nicht dieselben Regungen gefühlt? Glauben Sie denn, daß irgend ein gesunder Mensch dem entgeht?“

„Ich scheute mich, mein Vater, es Ihnen zu sagen.“

„Ich bin Ihr Freund, lieber Sohn, seit langer Zeit schon mehr Ihr Freund, als Ihr Lehrer, Sie müssen volles Vertrauen zu mir haben, mein Rath kann Ihnen in den meisten Fällen gewiß nützlich sein. Jetzt gebe ich Ihnen den Rath, Ihre Leidenschaft zu befriedigen, denn ein Bekämpfen derselben wäre entweder unmöglich, oder schädlich für Sie!“

Das klang wie Musik in die Ohren des von sinnlichen Begierden erhitzten jungen Menschen.

„Wie aber soll ich Befriedigung finden, mein Vater?“ fragte Bernd.

Der Priester lächelte.

„Mein Gott, sind Sie denn gar zu ungeschickt, mein Sohn? Giebt es denn nicht der jungen Frauenspersonen mehrere in diesem Schlosse,

die sich Ihrer frischen Schönheit und Ihrem Gold gern ergeben würden?"

Bernd verstand seinen Lehrer. „Lade ich aber nicht eine Sünde auf mich?" fragte er leicht.

„Allerdings, mein Sohn," versetzte der Jesuit „aber eine sehr läßliche, und die Klugheit räth Ihnen allemal, eine läßliche Sünde zu begehen, wenn Sie dadurch einer schweren, oder gar einer Todsünde entgehen können. Hier aber ist die Unkeuschheit die läßliche, der Schaden aber, den Sie Ihrem Körper durch Bekämpfung Ihrer Sinne zufügen könnten, die schwere Sünde. Darum müssen Sie die läßliche Sünde begehen, die ich Ihnen im Namen der heiligen Kirche, deren Priester ich bin, im Voraus vergebe. Sehen Sie, wenn Ihre Sinne gerade nicht gereizt sind und Sie begegnen einem Frauenzimmer, das Sie zur Sünde der Unkeuschheit verleiten könnte, so thun Sie besser, wenn Sie z. B. über einen Zaun springen und die Blumen eines fremden Gartens zertreten, denn in diesem Falle wäre das Zertreten der Blumen die leichtere, die Unkeuschheit aber die schwerere Sünde. Sie müssen stets die leichtere Sünde begehen, um der schwereren zu entgehen!"

Bernd begriff diese furchtbare Moral, die so entsetzlich destructiv mit ihren Consequenzen wirkt.

„Ich habe Ihnen noch zu sagen, mein Sohn, daß Sie klug sein müssen; vermeiden Sie jedes Aergerniß! Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Sünde, von der Niemand als der Sünder und sein Beichtvater wissen, und einer, die öffentliches Aergerniß giebt. Oeffentliches Aergerniß kann auch die leichteste, läßlichste Sünde zu einer sehr schweren machen. Darum verfahren sie klug, schließen sie die Thüre Ihres Zimmers und nun gehen sie mein Sohn!"

„Nein, mein Vater," sagte Bernd freudig, „ich gehe noch nicht, ich theile Ihnen eine Entdeckung mit, die ich gemacht habe, nicht als ob Ihnen diese Etwas nützen könnte, aber ich will Ihnen mein Vertrauen dadurch beweisen!"

„Reden Sie, mein Sohn!"

„Ich kenne den verborgnen Gang nach dem Ahnensaale in den Thurmflügel, ich weiß, daß Sie ihn oft benutzen, aber fürchten Sie Nichts von mir, Dankbarkeit gegen Sie sichert Ihr Geheimniß!"

Barnesius entfärbte sich doch etwas bei dieser Nachricht, aber ruhig sagte er: „ich fürchte

Nichts, mein Sohn, wenn Sie diesen Gang allein kennen!"

„Ich habe ihn allein gefunden, mein Vater, wir kennen ihn, Sie und ich, sonst Niemand im Schloß!"

Bernd erzählte jetzt, auf welche Weise er die Entdeckung gemacht, er verhehlte Nichts und schloß mit den Worten: „Ich kann mir denken, daß Sie durch die Oeffnungen in der Wand die Handlungen meiner Mutter, meiner Schwester und ihrer Jungfern controlliren, denn Sie haben ja als katholischer Priester die heiligste Verpflichtung, die Ketzerinnen in den Schooß der allein seeligmachenden Kirche zurückzuführen. Kann ich Ihnen dabei behülflich sein, so verfügen Sie ganz über mich, mein Vater!"

Mutter und Schwester waren also in den Augen des Jesuitenzöglings Nichts weiter, als Ketzerinnen, die durch jedes Mittel in den Schooß der Kirche zurückgeführt werden mußten.

Dem Jesuiten war es eigentlich nicht recht, daß Bernd einen solchen Blick in seine Karte gethan, aber was hatte er bei dem Charakter des jungen Menschen zu fürchten? Mußte er nicht auch stolz auf einen solchen Zögling sein?

Mit Würde schloß Barnesius seinen Schüler in seine Arme und rief freudig: „Mein Sohn, wie freue ich mich Ihrer Gesinnungen, die Saat, die ich gestreut, beginnt bei Ihnen zu grünen zur größern Ehre Gottes, Sie werden einst ein gewaltiger Pfeiler unserer heiligen Kirche werden! Fahren Sie sofort, mein Sohn! O, ich sehe Sie im Geiste schon mit der Mitra und dem heiligen Krummstab des Bischoffs, ich sehe Sie mit dem Pallium des Erzbisthums bekleidet, mit dem rothen Hut eines Cardinals der heiligen Kirche! — Ja, mir sagt es eine Ahnung, die nicht trügen kann, mein Sohn, mein Sohn, Sie werden einst sitzen auf dem heiligen Stuhl, Sie werden mit mächtiger Hand den Schlüssel Petri und das Schwert Pauli halten! Wenn ich vielleicht längst im Grabe ruhe, wird Ihr Haupt die dreifache Krone schmücken! Dann, dann, wenn Sie der Stadthalter Christi sind, dann gedenken Sie dieser Stunde und der Weissagung Ihres Lehrers!"

Wie ein verzückter Seher stand Barnesius vor dem mächtig ergriffenen Knaben, in dessen Hirn entsetzlicher Ehrgeiz flammte, in dessen Blut die Sinnlichkeit kochte. Er glaubte fest an die Weissagung des Jesuiten, jetzt war er ganz sein.

Barnesius war seines Zöglings jetzt ganz versichert.

„Sanct Barnesius klingt nicht übel," murmelte der thörigte Knabe, der im Geist schon Papst war, „ich werde meinen Lehrer heilig sprechen!"

„Adieu, mein kleines Päpstchen!" dachte Barnesius, als Bernd das Zimmer verlassen, und überlegte lange, ob er den von ihm ganz umstrickten Knaben brauchen solle bei seinen Plänen. „Ich werde ihm ein angenehmes, leichtes Geschäft geben, er wird dadurch immer fester an mich gekettet, er soll die Jungfern beobachten, das wird er gern thun. Mutter und Tochter behalte ich mir vor. Diese reizende Ottilie — sie wagt es mir zu trotzen! Mägdlein, Mägdlein, es wäre Dir besser, Du unterwürfest Dich mir zitternd, als daß Du meine Wege kreuzest — Du vernichtest Dich selbst, indem Du Dich mir gegenüber stellst!"

Der Jesuit schritt hastig in seinem Zimmer auf und ab.

„Eschler hat Recht," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „ich bin noch viel zu wenig

frei, die Sinne spielen mir noch manchen Streich — dieses reizende, kleine Mädchen! —“

Während dieser Zeit hatte Otto von Schwaning nach langem Kampf mit seinem Hochmuth, von seinen Gewissensbissen gestachelt und von den trügerischen Hoffnungen der geheimen Wissenschaften verlockt, sich endlich entschlossen, dem Jesuiten zu beichten. Er schrieb ein Billet an Barnesius und bat ihn, in der kommenden Nacht zu ihm zu kommen und seine Beichte zu hören. Barnesius hatte das längst erwartet und antwortete, er werde seiner priesterlichen Pflicht nachkommen und ihn in der nächsten Nacht im Thurmflügel besuchen.

Antonie war in diesen Tagen nach und nach in ihr gewöhnliches Geleis zurückgekehrt. Der Besuch des protestantischen Geistlichen hatte sie etwas aufgeregt, da aber Dr. Schrenk in den Stunden, denen Antonie beiwohnte, keineswegs confessioneller Unterschiede gedachte, so fiel sie, sich selbst unbewußt, in ihren Kryptokatholicismus, in jene Art von Zwitterding zwischen Katholicismus und Protestantismus, zurück, das ihren weichen Empfindungen so sehr zusagte. Ottilie war außer Stand dabei Etwas zu thun.

IV.

Eine Beichte und ihre Folgen.

Bernd von Schwaning hatte jetzt nicht mehr nöthig, seine Excursionen in dem geheimen Gang vor seinem Lehrer zu verbergen. Im Gegentheil, Barnesius hatte ihm aufgetragen, die Kammermädchen zu beobachten und ihm über ihre Gespräche Bericht zu erstatten. Der Priester hatte es verstanden dem jungen Menschen sein Amt, als Spion, wichtig zu machen und hatte dadurch ein doppeltes Band gewoben, das Bernd an ihn fesselte. Namentlich lag dem Jesuiten daran, daß Bernds Sinnlichkeit fortwährend gereizt werde, Bernd sollte ein Sclave der Sinnlichkeit und dadurch ein Sclave des Ordens werden, an dem Gängelbande der Sinnlichkeit wollten die Jesuiten nicht blos den lei-

denschaftlichen, feurigen Jüngling, sondern einst auch den gereiften Mann und endlich auch noch den Greis leiten.

Bernd befand sich auch am heutigen Abend auf seinem Posten.

„Lassen Sie sich nicht stören, mein Sohn!" sagte der Jesuit, der an ihm vorüber schritt, um Otto von Schwanings Beichte zu hören.

Als Barnesius in dem Thurmflügel angekommen war, empfing er zuerst an der uns schon bekannten Treppe den Rapport des getreuen Herrn Meischke und sah sich endlich im Thurmzimmer mit Otto allein. Der Edelmann war unendlich verlegen, das Herz des Priesters jubelte vor Freude, daß sich endlich wieder ein Resultat seiner langjährigen Arbeiten zeigen sollte.

Da der Jesuit Otto's Verlegenheit vorausgesehen hatte, so war er vor allen Dingen bemüht, diese zu verbannen, und begann, nachdem er sich gesetzt, in ganz gewöhnlichem Tone: „Darf ich Sie um eine Ihrer trefflichen Cigarren bitten, Herr von Schwaning? Sie wissen, ich bin ein außerordentlicher Verehrer dieses Genusses, schon neulich wollte ich Sie um die Adresse bitten!"

Otto, unendlich erfreut, reichte seine Dose

hin und entgegnete sehr erleichtert durch das Benehmen des Priesters, „es stehen Ihnen einige Kisten zu Diensten, ich werde Meischke Auftrag geben!“

„Sehr verbunden, gnädiger Herr!“

Der Priester zündete seine Cigarre an und schien mit großem Wohlbehagen den aromatischen Duft des feinsten Blattes einzusaugen.

„Sie rauchen nicht, gnädigster Herr?“ fragte Barnesius, als er sah, daß Otto, vermuthlich um Muth zu bekommen, sich ein Glas Wein einschenkte, „Sie fürchten doch nicht, daß unsere Unterredung dadurch gestört werde?“

„Unterredung?“ stammelte der verlegene Edelmann, der schon glaubte, daß ihn der Priester mißverstanden.

„Nun,“ entgegnete Barnesius, „die Beichte ist doch in den Augen jedes Vernünftigen Nichts weiter, als eine Unterredung des Priesters mit seinem Beichtkinde, nur mit dem Unterschiede, daß über den Inhalt dieser Unterredung die Kirche die Lippen des Priesters mit einem unverletzlichen Siegel schließt. Verstehen Sie das Sacrament anders, Herr von Schwaning?“

„Nein, durchaus nicht,“ entgegnete Otto ha-

stig, „ich bin in diesem Punct überall Ihrer Meinung. Nehmen Sie vielleicht ein Glas Wein?“ fragte er, „es ist kalt im Zimmer, trotz des Feuers im Kamin!“

Obgleich es gar nicht kalt im Zimmer war, willigte Barnesius doch ein, und bald nippte er mit feiner Zunge an dem flüssigen Gold der edeln, feurigen Traube von Schiras. Jetzt verharrten die beiden Herren eine Weile schweigend, endlich begann Barnesius:

„Sie wünschen, daß ich Ihre Beichte hören soll, gnädigster Herr. Sie sind verständig genug, um einzusehen, daß die Form, wesentlich verschieden von der Sache, nur für die Ungebildeten ist; eröffnen Sie mir also ruhig, ohne Bedenken Ihr Herz. Erinnern Sie sich, daß Sie durch meine priesterliche Weihe gegen jede Indiscretion gesichert sind, und glauben Sie nur, daß die heilige Kirche eine unendlich gütige Mutter ist, eine Mutter, die erfreut ihren Söhnen verzeiht, wenn sie nur Reue sieht!“

Otto zögerte und stammelte endlich: „Ist es unumgänglich nothwendig, daß man Reue fühlt?“

Der Priester sah ihn fragend an, dann lächelte er, „sagen Sie auch aufrichtig, was Sie fühlen?“

„Mich quält mein Gewissen, Erinnerungen drängen sich mir auf, die seit nunmehr zwanzig, dreißig Jahren alle meine Freuden trüben, ich fühle weiter Nichts, als den Wunsch, das nicht gethan zu haben, was mich jetzt beängstigt!"

„Hm!" entgegnete der Jesuit, indem er sein Glas ruhig leerte, „das ist freilich sehr wenig, es kommt auf die Sünden an. — Empfinden Sie vielleicht Schmerz darüber, daß Sie keine Reue haben?"

„Gewiß, ich möchte es gern bereuen!" rief der Edelmann hastig.

„Dann ist Ihnen geholfen, Herr von Schwaning," sagte der Priester, indem er dem Beichtsohn sein Glas hinhielt, das dieser aufs Neue füllte, „Sie empfinden keine Reue, contritio, wie es die Kirche nennt, aber Sie haben ein Schmerzgefühl darüber, attritio, und diese attritio, für welche die arme deutsche Sprache keinen Ausdruck hat, ist nach Suarez, Canisius, Tamburini, Marianna und vielen andern Doctoribus piis et gravibus vollkommen ausreichend zur Versöhnung mit der heiligen Kirche, mit Gott!"

Herrn von Schwaning sank ein Stein vom

Herzen, ihm fiel es nicht auf, daß Barnesius lauter berühmte Moraltheologen des Jesuitenordens als Autoritäten citirte.

„Beginnen Sie jetzt Ihre Beichte, lassen wir alle Formeln weg, sagen Sie kurz, was Sie zu sagen haben.

Otto entschloß sich jetzt ziemlich leicht dazu und enthüllte ein Gemälde, vor dem nur ein Jesuit eben nicht schaudern konnte. Duellmord, Mädchenverführung, Verleitung zum Kindermord, Versuche zur Vaterlandsverrätherei sogar spielten eine Hauptrolle darin.

Als Otto geendet, stand ihm der Schweiß in großen Perlen an der Stirn, und ängstlich erwartete er die Rede des Priesters. Dieser leerte sein Glas ruhig und sagte endlich:

„In Ihrer Beichte, Herr von Schwaning, kommen allerdings unter einer Anzahl von läßlichen Sünden, für die ich Ihnen im Voraus im Namen der Kirche, deren geweihter Priester ich bin, volle Vergebung zusichere, einige schwere Sünden vor, doch ist keine einzige Todsünde darunter. Lassen Sie sehen, was sich mit den schweren Sünden machen läßt! Es sind ihrer nur zwei, erstlich haben Sie ein Mädchen ver-

führt, das sich aus Verzweiflung den Tod selbst gegeben. Haben Sie, die Unkeuschheitssünde kommt hier nicht in Betracht, davon habe ich Sie bereits losgesprochen, haben Sie zur Absicht gehabt, daß sich das Mädchen selbst morden solle?"

„Nein, gewiß nicht!" entgegnete der Edelmann.

„Ich glaube Ihnen," sprach der Priester lächelnd weiter; „man denkt bei solchen Gelegenheiten nicht an den Tod, also sind Sie nur die entferntere Ursache zum Selbstmord; hätten Sie die Absicht gehabt, oder dazu gerathen, so wären Sie die nähere, und hätten alsdann eine Todsünde zweiter Classe begangen, so ist es nur eine schwere Sünde, von der ich Sie unter Bedingungen absolviren kann. Zweitens haben Sie einem von Ihnen verführten Mädchen Anleitung zum Kindesmord gegeben. Hier stellt sich der Fall anders, Sie haben ein Mal das Kind nicht gemordet, das andere Mal hätte das Mädchen nicht nöthig gehabt Ihren Rath zu befolgen; auch von dieser Sünde kann die heilige Kirche durch meinen Mund Sie los und ledig sprechen unter Bedingungen!"

„Und diese Bedingungen?" fragte Otto gespannt.

„Sind gerade Ihnen leicht zu erfüllen,“ fuhr der Priester fort. „Hören Sie, Sie haben der Kirche, schlecht gerechnet, mindestens zwei Seelen entzogen, dafür müssen Sie ihr als Ersatz zwei andere Seelen geben!“

„Wie ist das möglich? Wie verstehe ich das?“ rief der erstaunte Edelmann.

„Wir leben in einem Lande, gnädigster Herr,“ sprach der Priester weiter, „das leider ketzerische Unterthanen duldet, selbst Ihr Haus ist halb protestantisch. Führen Sie Ihre Gemahlin und Ihre Tochter der alleinseligmachenden Kirche zu, und die Kirche vergiebt Ihnen alle Ihre Sünden, Sie muß es, denn Sie sind ihr alsdann Nichts mehr schuldig!“

Otto war starr vor Verwunderung über dieses Rechnenerempel des Jesuiten, aber er begriff es leicht; und als Barnesius hinzusetzte: „Sie können sich überdem dadurch ein großes Verdienst um das Seelenheil der Ihrigen erwerben,“ rief er freudig:

„Das kann geschehen. Erhalte ich unter dieser Bedingung Absolution?“

„Sobald Ihre Frau Gemahlin und Ihre

Tochter der Kirche wieder angehören, sind Sie aller Sünden los und ledig."

„Nun dann ist mir geholfen," sprach Otto, „denn ich glaube nicht, daß Antonie Viel dagegen einzuwenden haben wird, Katholikin zu werden, sie wird mir gehorchen, wie sie mir stets gehorcht hat!"

„Ich glaube es auch nicht, gnädigster Herr, reden Sie fest und bestimmt mit Ihrer Frau Gemahlin und suchen Sie dieselbe nur wo möglich gegen protestantische Einwirkungen zu sichern."

„Wie verstehen Sie das?"

„Der protestantische Geistliche besucht das Schloß, unterrichtet Fräulein Ottilie, und sein Umgang mit der gnädigen Frau kann Ihren Absichten, gnädiger Herr, sehr hinderlich sein!"

„Nun, dem Ketzer verbiete ich kurzweg mein Schloß; ich bin doch wohl Herr hier!"

„Sehr richtig, ich überlasse Ihnen das ganz, werde auch, meiner priesterlichen Pflicht gemäß, gern Alles, was in meinen Kräften steht, dazu beitragen, der heiligen Kirche drei Seelen zu gewinnen, die Ihrer Frau Gemahlin, ihrer Tochter und die Ihrige, gnädigster Herr, denn lassen Sie nicht außer Acht, daß Sie noch immer nicht

mit der Kirche versöhnt sind, daß diese Sie erst am Tage der Rückkehr der Ihrigen absolviren kann."

„Sie sollen mit meinem Eifer zufrieden sein," entgegnete Otto, „und hoffentlich auch mit meinem Erfolge!"

„Nun über diesen Eifer, über diesen Willen ist die Kirche hoch erfreut, Sie werden, so lange Sie eifrig ringen, Ihren Forderungen genugzuthuen, keine Gewissensbisse fühlen, bis Sie endlich ganz mit ihr versöhnt sind!"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar!" antwortete der Edelmann, und er war es, denn so gewaltig beherrscht die Einbildung den Menschen, so klug hatte Barnesius Otto's Herz berechnet, daß er wirklich sein Gewissen beruhigt glaubte.

„Noch eine Bitte habe ich an Sie," sagte der Priester aufstehend, „Ihr Sohn wünscht Schwaning zu verlassen, ich halte es ebenfalls gut für den feurigen Knaben, wenn er in andere Umgebung kommt, ich schlage Ihnen vor, ihn zu seiner weitern Ausbildung auf das Collegium zu F. zu senden."

„Ist das nicht ein Jesuitencollegium?" fragte Otto.

„Ich glaube," versetzte der Priester, „daß einige Mitglieder dieses Ordens dort Unterricht ertheilen, ich schlage dieses Collegium gerade vor, weil ein jüngerer Bruder Ihres Freundes Dr. Eschlers dort Regens ist und ich die ausgezeichneten Einrichtungen dieser Anstalt kenne."

„Wenn Bernd dorthin will," entgegnete Otto, „so habe ich Nichts dagegen, nur bedinge ich mir aus, daß er dort seinem Stande gemäß behandelt wird."

„Das geschieht, die jungen Edelleute stehen unter der besondern Aufsicht meines genauen Freundes Eschler; sie kommen mit den Uebrigen nicht in Berührung."

„Schön, ich überlasse Ihnen alle Einleitungen, scheuen Sie Geld nicht, Sie wissen, Bernd hat ein sehr großes Vermögen zu erwarten, ich werde Ihnen morgen einen offnen Wechsel auf meinen Banquier in München senden."

Fein lächelnd empfahl sich der Priester und begab sich in sein Zimmer. Otto schlief vortrefflich den übrigen Theil der Nacht, kein Gewissensbiß folterte ihn, seine Dankbarkeit gegen den Priester, der ihm diese Ruhe verschafft, war um

so größer, je quälender sein Zustand in den letzten Tagen gewesen war.

Barnesius war am andern Morgen kaum aufgestanden, als Herr Meischke mit einem Kistchen Schiraswein erschien und dieses, nebst mehreren Kisten Cigarren, die ihm ein anderer Diener nachtrug, von Seiten seines Herrn mit einem Billet überbrachte.

Er hatte auch einen Brief in der Hand.

„An wen, mein Sohn?“ fragte Barnesius.

„An die gnädige Frau,“ entgegnete Meischke, „der Brief war mit Oblate geschlossen, ich habe ihn geöffnet und mit des Herrn Petschaft wieder geschlossen, die gnädige Frau soll heute gleich dem Ketzerpriester das Schloß verbieten, ihm sagen, sie werde für den Religionsunterricht des Fräuleins in andrer Weise sorgen und ihm für gehabte Mühe zehn Louisd'or senden.“

„Gut, mein Sohn, beharre in Deinem Eifer gegen die heilige Kirche und nimm ihren Segen mit Dir!“

Meischke ging, der Jesuit las sehr freudig den Brief Otto's, er enthielt Danksagungen, Versicherungen seines Eifers und — einen Wechselbrief au porteur auf zwanzigtausend Gulden.

Barnesius setzte jetzt Bernd in Kenntniß von dem, was er für ihn gethan, wußte das Leben im Collegium dem jungen Menschen so herrlich zu schildern, es ihm als die erste Staffel zum Papstthum so sicher vorzustellen, daß Bernd gern auf der Stelle abgereist wäre. Dabei stellte Barnesius die Bemühungen, die er gehabt, Herrn von Schwaning zur Erlaubniß zu bringen, so ins Licht, daß Bernd ihm versprach, stets ein dankbarer Schüler zu bleiben.

Wir wissen, daß der Priester gar keine Mühe gehabt hatte, Otto's Erlaubniß zu erlangen — er wünschte jetzt Bernd zu entfernen, weil er seine Gegenwart weder für nöthig, noch für passend hielt bei dem, was nun vorfallen mußte.

Der Jesuit hatte sich eingeschlichen, wie ein Lamm, nun gedachte er zu regieren wie ein Wolf. Was der Orden Loyola's im Großen, das ist jeder Jesuit im Kleinen.

Während Bernd am heutigen Morgen in Freuden schwamm, schwamm Antonie in Thränen. Der Brief ihres Gemahls hatte sie gewaltig erschüttert, er war so dictatorisch und bestimmt, daß die arme Frau keinen Widerstand für möglich

hielt. Ottilie fand ihre Mutter noch in Thränen, schmerzlich verwundet, aber zum Gehorsam entschlossen. Das junge Mädchen war selbst höchst betreten über diesen Schlag; „der Jesuit hat ihn geführt," sagte sie zu sich selbst.

Vergeblich drang sie in ihre Mutter, persönlich mit dem Vater zu reden; Antonie fürchtete zu sehr Otto's rohen Zorn. Das Einzige, was Ottilie erhalten konnte, war, daß Antonie an ihren Gemahl schrieb und einige sanfte Vorstellungen machte, auch sich auf den Ehevertrag und auf Otto's eigene Einwilligung berief.

Der Brief ging ab, eine bange Viertelstunde nach der andern verging, endlich erschien Herr Meischke:

„Eine Empfehlung vom gnädigen Herrn an die gnädige Frau, er habe das Billet erhalten, die darin gemachten Vorstellungen könnten an seinem Willen Nichts ändern, um Zwölf wünschte er die gnädige Frau und um ein Uhr den jungen gnädigen Herrn in seinem Zimmer zu sprechen, bis dahin, hofft er, würden seine Aufträge erfüllt sein. Ich soll Ihnen noch sagen, gnädigste Frau, daß er den Lakaien Befehl ertheilen werde, dem Herrn Prediger stets die Thüre zu weisen."

„Nun ist Alles aus!“ seufzte Antonie, als sich Meischke mit der höflichsten Reverenz, aber mit satanischem Lächeln empfohlen. Auch Ottilie wußte hier keinen Rath. Frau von Schwaning schrieb ein sehr höfliches Billet an Dr. Schrenk, beschwerte es mit zehn Goldstücken und sendete es ab. Ottilie wußte indeß einen Zettel in das Couvert zu schieben, auf dem stand: „Gewalt zwingt meine Mutter, Sie haben die Pflicht Schritte zu thun, um Ihre Gemeindeglieder zu retten!“

Erstaunt empfing der protestantische Geistliche diese Depesche, er sann lange über die Schritte nach, die er hier thun müsse, um seiner Pflicht zu genügen.

Nach elf Uhr erschien Barnesius wie gewöhnlich im Zimmer Antoniens, mit erheucheltem Erstaunen sah er die zitternde Frau an, die bleich vor innerer Aufregung mit rothgeweinten Augen in der bangsten Erwartung ihrer Zusammenkunft mit Otto entgegensah.

„Ihnen ist ein Unglück widerfahren, gnädigste Frau, und ich, Ihr Freund, weiß Nichts davon? Kann ich irgendwie Ihren Kummer lindern?“ fragte Barnesius mit sanftester Stimme.

Ottilie wendete sich empört ab von dem Heuchler. Antonie griff nach jedem Strohhalm, um eine Stütze zu finden, sie erzählte dem Jesuiten, was er längst wußte.

„Ich kann nicht leugnen," antwortete dieser, „mir gefiel dieser Herr Prediger auch nicht, aber was Ihrem Herrn Gemahl zu dieser, gewiß auffälligen Strenge bewogen, begreife ich nicht. Beruhigen Sie sich doch, gnädigste Frau, ich wollte mich aber bei Ihrem Herrn Gemahl melden lassen, eben in der Stimmung, in der er zu sein scheint, will ich meinen Besuch doch aufschieben."

„Nein, ich bitte Sie," rief Antonie, „gehen Sie zu ihm, suchen Sie ihn zu besänftigen, ich fürchte jedes Zusammentreffen mit ihm, wenn er im Zorn ist!"

„Auf Ihren Wunsch, gnädigste Frau, will ich zu Herrn von Schwaning gehen, so schwer es mir wird!"

„Ich werde Ihnen ewig dankbar dafür sein!" erwiderte Antonie.

Ottilie verließ ihre Mutter, ging auf ihr Zimmer, weinte und betete.

Kurz vor Zwölf kehrte Barnesius zu Frau von Schwaning zurück, sein Gesicht war heiter:

„Gnädigste Frau," sagte er, „Sie haben sich ohne Grund gequält, Ihr Herr Gemahl ist so heiter, wie ich ihn selten gesehen, er will mit Ihnen über ein Familienereigniß Rücksprache nehmen, es betrifft Bernd — freilich, was den Prediger anlangt, so muß er tiefere Gründe haben, Gründe, die ich nicht absehen kann, denn er sprach von einer Klage, die er gegen Dr. Schrenk beim Consistorium anhängig machen wolle, vielleicht sagt er Ihnen das Nähere, ich selbst wollte nicht in ihn dringen. Ich sprach ihm von Ihrer Unruhe, dann, daß Sie fürchteten, ihn beleidigt zu haben. Darauf antwortete er mir: Kennt denn meine Frau meinen schnellen Zorn noch nicht? Ich war ärgerlich, daß sie meinem Wunsch nicht gleich nachgekommen, nun sie es gethan, nun ist's ja gut!"

„Sie erscheinen mir, wie ein Engel des Trostes!" rief die Edeldame freudig aus und reichte dem Jesuiten die Hand, dieser küßte sie, gegen alle katholische Priestersitte, und entgegnete:

„Ein Engel des Trostes — ja, gnädige Frau, das soll ja jeder Mensch dem Andern sein,

und seitdem der Herr seine Engel nicht mehr in sichtbarer Gestalt herabsendet seinen Kindern zum Trost, seitdem haben ja vor Allen die Priester die heilige und schöne Verpflichtung Trost zu bringen in alle bekümmerte Seelen."

Antonie fühlte sich ganz getröstet, besonders da ihr der Jesuit sagte, er habe Auftrag, sie in den Thurmflügel zu begleiten und bei der Unterredung gegenwärtig zu sein, da sie seinen Zögling, Bernd, betreffe.

Muthig schritt Antonie, pünktlich um 12 Uhr, neben dem Priester nach dem Thurmflügel, Herr Meischke empfing sie in großer Livree an der Eichenthüre und schritt ihnen voran, durch den großen Saal, nach Otto's Gesellschaftszimmern, die seit Jahren keine Gesellschaft gesehen.

In das Thurmgemach, in dem wir Herrn von Schwaning schon öfter besucht, war, seit er es bewohnte, nie ein Glied seiner Familie gekommen.

Otto empfing seine Frau im Frack, er ging ihr höflich grüßend entgegen, führte sie zu einem Sopha, und nahm, nachdem er auch den Priester zum Sitzen eingeladen, neben ihr Platz.

„Zuvörderst, meine liebe Antonie," begann

er das Gespräch, die arme Frau horchte hoch auf, „meine liebe Antonie," so hatte sie Otto seit Jahren nicht genannt.

„Zuvörderst also, meine liebe Antonie, thut es mir aufrichtig leid, daß ich Sie durch meinen heutigen Brief und meine Botschaft in solche Unruhe versetzte."

Die arme Frau wußte nicht, ob sie träume, oder wirklich wache, Otto entschuldigte sich bei ihr, das war unerhört.

„Ich hätte Ihre zarten Nerven berücksichtigen sollen. Zu der Entfernung des Predigers nöthigen mich dringende Umstände, die ich Ihnen zu gelegner Stunde mittheilen werde, jetzt habe ich andere wichtigere Dinge mit Ihnen zu überlegen. Es handelt sich um die fernere Ausbildung Bernds, und wenn ich auch, dem Ehevertrag nach, nicht gehalten wäre, Sie dabei zu fragen, liebe Antonie, so weiß ich doch, daß das Mutterherz auch seine Rechte hat, und dem Mutterherzen kann ja die Ausbildung des Sohnes nicht gleichgültig sein."

Antonie war entzückt, so hatte ihr Gemahl nie mit ihr gesprochen, mit dem vollsten Blick

der Liebe sagte sie leise, „Sie sind unendlich gütig, lieber Otto!“

„Sehen Sie,“ fuhr der Edelmann fort, „Herr Barnesius glaubt, es sei nunmehr Zeit, daß unser Sohn das älterliche Haus verlasse, um seine Bildung zu vollenden; ich habe das berühmte Collegium zu F. auserſehen, mich genau nach den dortigen Einrichtungen erkundigt, und würde mich sehr freuen, wenn Sie, meine liebe Antonie, als Mutter, Sie, Herr Barnesius, als Lehrer des Knaben, meinen Plan billigten, Bernd auf drei Jahre dorthin zu senden, und ihn dann reisen zu lassen! Was meinen Sie, theuerste Antonie?“

„Ich bin ganz einverstanden mit Ihnen, mein Gemahl, ich bin glücklich, daß Sie so sorgfältig, mit solcher Liebe das Beßte unsres Sohnes im Auge haben, die Trennung von meinem Sohne wird mir zwar sehr schwer werden, aber ich gebe gern und willig meine Zustimmung!“

„Auch ich, gnädigster Herr,“ sprach Barnesius, „stimme mit Ihnen überein und bewundere Ihren sichern Blick, der Sie unter den zahlreichen Bildungsanstalten, die für Bernds Character passendste finden ließ. Jetzt bitte ich Ih-

nen von Herzen ein Unrecht ab, das ich Ihnen im Stillen gethan; ich glaubte, Sie nähmen wenig, oder gar kein Interesse an Ihren Kindern, jetzt aber sehe ich, wie fein und unbemerkt Sie Ihre Kinder beobachtet haben!"

Der Edelmann verneigte sich gegen den Priester und sagte dann: „Sie haben wohl die Güte, mein Herr, und holen den Knaben hieher, ich möchte mir und meiner Gemahlin gern die Freude machen, ihm selbst anzukündigen, was Bernd, so wie ich ihn kenne, in Entzücken setzen muß!"

Der Priester ging, er hütete sich wohl bald zurückzukehren, denn er wußte, welche Scene des Dramas, das Otto auf seinen Rath vor einer Stunde eingelernt, jetzt spielen würde. Kaum hatte er die Thüre geschlossen, so umarmte Otto seine Frau zärtlich und rief:

„Meine liebe, liebe Antonie, Sie sind ein Engel an Güte, daß Sie so freundlich wieder zu mir kommen, nachdem ich Sie Jahre lang durch meine finstere Laune, durch meinen Zorn und meine Ungezogenheit betrübt und gequält!"

„O, lassen Sie das, Otto, es ist Alles vergessen!" entgegnete die arme Frau und weinte Freudenthränen am Halse ihres Gemahls.

„Liebe, geliebte Seele," rief der Edelmann eifrig, „nicht aus Mangel an Liebe zu Dir that ich also, ich war krank, böse Zweifel quälten meine Seele, ich kämpfte, ich rang, aber Alles vergeblich, o, Antonie, die Liebe zu Ihnen, machte mich lieblos gegen Sie, unwillig, finster, mürrisch. Ich blöder Thor sah den Weg nicht, den ich einschlagen mußte, um Sie glücklich zu machen, um selbst glücklich zu werden; ich hielt die Scheidewand, die uns trennte, für unübersteiglich — o ich Thor, arme Antonie, durch meine Thorheit haben wir Jahre von Glückseligkeit verloren. Denn Sie waren auch nicht glücklich!"

„Wie konnte ich glücklich sein, ohne Sie, mein Otto!" erwiderte die von der Umwandlung ihres Gatten ganz berauschte Frau.

„Ja, ich wußte es, Ihr sanftes Herz liebte mich, es konnte ebensowenig ruhig werden ohne mich, wie das meinige ohne Sie. Nun aber soll auch jede Scheidewand fallen zwischen uns, wir wollen den Bund unserer Herzen aufs Neue stiften, nicht wahr, meine süße, sanfte Antonie?"

„Ich bin glücklich, selig wie nie, mein Gemahl, mein Otto?" stammelte Antonie.

„Mein herrliches, liebes Weib," fuhr der

Edelmann fort, „wir sind Bernds Lehrer viel Dank schuldig, eine Aeußerung dieses Mannes, die er unbewußt that, hat mir den rechten Weg gezeigt, mich meinem finstern Unmuth entrissen und mich wieder in die weichen Liebesarme meiner Antonie geführt!"

Antonie in Seligkeit aufgelöst, fragte gar nicht nach dieser Aeußerung, was Otto erwartet zu haben schien, er sagte darum weiter:

„Nein, ich will kein Geheimniß mehr vor Dir haben, wir wollen fortan nur ein Herz sein in Liebe und Glück, unser verschiedener Glaube trennte mich von Dir, ich sah mit Zittern Dich in Deiner Confession der Verdammniß zueilen, denn ich kann nun einmal nicht glauben, daß eine Protestantin selig wird, der furchtbare Gedanke, um so furchtbarer je mehr ich Dich liebte, mein holdes Weib, machte mich erst unruhig, dann unzufrieden, dann lieblos und hart. Du siehst, ich habe Recht, wenn ich sage, daß ich nur aus großer Liebe zu Dir lieblos gegen Dich war!"

„Mein Otto, mein theurer Otto!" seufzte Antonie.

„Siehe nun, neulich spreche ich gegen Bar-

nesius davon, er bestreitet meine Ansicht und vindicirt auch den Protestanten die Fähigkeit, selig zu werden, ich konnte seine Argumente nicht widerlegen, aber mein Inneres widersprach. Ich beklagte den Jammer der gemischten Ehe, in denen zwei wahrhaft liebende Herzen an der verschiedenen Confession zu Grunde gehen müssen, wenn jedes von beiden aufrichtig an der seinigen festhält. Ich sagte das und seufzte, denn ich dachte an unsere Ehe, geliebtes Weib, die durch unsern verschiedenen Glauben so unglücklich geworden. Barnesius sah mich an und sagte: nun, Sie haben nicht Ursache, über Ihre gemischte Ehe zu klagen, denn Ihre Frau Gemahlin ist, ohne es zu wissen, vermuthlich durch Ihr und Ihres Vaters Beispiel ganz katholisch."

„Wie sagen Sie, mein Gemahl, ich katholisch?" fragte Antonie erstaunt.

„Ja," entgegnete Otto, seine Frau aufs Neue umarmend, „meine geliebte Antonie, Sie sind katholisch, Sie sind nun auch im Glauben Eins mit mir, es kann uns fortan Nichts trennen. Barnesius hat häufig mit Ihnen gesprochen, er als Priester muß es wissen, er behauptet, Sie hätten nicht ein einziges acatholisches

Dogma, es fehlte Ihnen nur der Unterricht in einigen positiven Dogmen des Katholicismus. Meine Antonie, fühlen Sie, welche Glückseligkeit mich durchströmen mußte bei dieser Nachricht! Ich war verjüngt, wie neugeboren, ich staunte über die unsichtbaren, unerforschlichen Wege Gottes, der Sie, wider Ihren Willen, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt, der mich ohne mein Zuthun wieder zum glücklichen Manne gemacht. Antonie, liebe, theure Antonie, nun erst sind Sie mein, ganz mein, nun erst sind Sie in That und Wahrheit mein Weib!"

Antonien schwindelte, sie begriff Nichts, sie fühlte nur die brennenden Küsse ihres Gemahls, sie empfand nur die Seligkeit nach langen Qualen wieder, an der Brust des geliebten Mannes zu liegen, die Seligkeit dieser Empfindungen berauschte sie gänzlich. Sie weinte und lächelte, sie hätte jauchzen mögen über das neue, unverhoffte Glück, selig ergab sie sich den Liebkosungen Otto's, die nicht die eines langjährigen Ehemannes, sondern die eines feurigen Liebhabers waren.

Eine volle Stunde war verflossen, da erst

kehrte der Priester mit Bernd in das Zimmer zurück, in welchem er Otto und Antonie allein gelassen.

Die reizende Röthe Antoniens, ihre seligen Blicke, die sich nicht abzuwenden vermochten, von dem ihr wiedergeschenkten Manne ihrer Liebe, belehrten den Jesuiten, daß Otto seine Rolle gut gespielt.

„Bernd von Schwaning," redete Otto seinen Sohn an, „küssen Sie die Hand Ihrer Mutter, die stets in gütiger Fürsorge für ihr Beßtes, in Uebereinstimmung mit Ihrem Lehrer und mir Ihnen die Erlaubniß ertheilt, sich nach F. auf das Collegium zu Ihrer weitern Ausbildung zu begeben. Ich hoffe, daß Sie sich dort Ihres Namens würdig betragen werden, daß Sie sich bestreben werden, auch durch Fleiß Alle die zu übertreffen, die durch ihre niedrige Geburt schon unter Ihnen stehen. Herr Barnesius wird gütig das Nöthige mit Ihnen verabreden. Gehen Sie mit Gott, mein Sohn. Sie werden in einigen Tagen abreisen, wir sehen uns bis dahin noch!"

Bernd küßte die Hand seiner Mutter, dankte

freudig und entfernte sich auf einen Wink seines Vaters.

Der Priester blieb.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Barnesius," begann der Edelmann, „Sie haben meinen Sohn zu meiner und seiner Mutter, meiner geliebten Antonie, vollständigen Zufriedenheit mit Treue und Fleiß erzogen —"

„Nichts als meine Schuldigkeit, gnädiger Herr!"

— „Nun ist es meiner geliebten Gemahlin klar geworden, daß Sie eigentlich schon seit Jahren Eins ist im Glauben und in Liebe mit mir. — Nicht wahr, meine theure Freundin?"

„Ja, mein Otto!" antwortete Antonie.

„Sie selbst haben mir gesagt, daß kein acatholisches Dogma in den Ansichten meiner Frau zu finden sei, daß ihr zum vollständigen katholischen Glauben nur noch die Kenntniß einiger positiv katholischen Sätze fehle. Hätten Sie nun wohl die Güte, diesen Unterricht zu übernehmen?"

„Mein gnädigster Herr," rief der Priester, „wie glücklich macht mich dieser Auftrag, o, ich wußte es, daß das Herz Ihrer Frau Gemahlin

sich noch öffnen würde dem Trost und den Segnungen der Kirche, ich habe Ihnen nie zugeredet, gnädigste Frau —

„Nein, mein verehrter Herr!“ bestätigte Antonie.

„Ich ließ die Vorsehung walten, und siehe, der gütige Gott hat es selig hinausgeführt. Ich danke Dir, mein Gott, gelobet seiest Du, gebenedeite Himmelskönigin, daß Du mich gewürdiget hast, solche Freude zu sehen!“

Der Priester schwieg, faltete die Hände und schien still zu beten, plötzlich erhob er sich wieder und sprach mit lauter Stimme:

„Gott und alle seine Heiligen segnen Dich' Du fromme Tochter, die heilige Kirche nimmt Dich auf in ihren Schooß durch ihres geweihten Priesters Mund. Die heilige, reine Jungfrau sei mit Dir, sie stärke und tröste Dich, Amen!“

„Amen!“ wiederholte Otto.

„Amen!“ sagte auch Antonie, indem der Jesuit das Kreuz über ihr machte.

„Gnädigste Frau,“ begann er nach einer kurzen Pause wieder, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zur Erinnerung an diese schöne Stun-

de, an die schönste Ihres Lebens gewiß, eine Gabe überreichen darf. Es ist das Beßte, was ich habe, es hat mich nach Afrika begleitet und dort beschützt, es ist das einzige Gut eines armen Priesters!"

Barnestus riß seine Weste auf, schob das Hemd auseinander, und Antonie mußte ein härenes Kleid sehen, das der Jesuit unter dem Hemd trug; er zog ein goldnes Krucifix hervor, das an einer goldnen Kette um seinen Hals hing.

„Erlauben Sie," sprach er, nachdem er das Krucifix geküßt, „erlauben Sie, gnädigste Frau, daß ich Ihnen dieses Symbol unserer Erlösung selbst umhänge, es enthält eine theure Reliquie, ein Fragment des heiligen Rockes unsers Herrn, der dem hochwürdigen Domkapitul zu Trier zur Aufbewahrung anvertraut ist!"

Antonie neigte ihr Haupt und der Priester schlang ihr die Kette mit dem Krucifix um den Hals.

Otto und Antonie dankten Beide für die kostbare Gabe, und der Erstere begann das Gespräch von Neuem:

„Sie haben sich also bereit erklärt, mein

Herr, meine geliebte Frau, die nun bereits durch Ihren Mund ein Mitglied der heiligen Kirche ist, noch über einige Glaubenssätze zu belehren, nehmen Sie meinen Dank dafür, und nun hoffe ich auch auf Ihre bereitwillige Hülfe bei einer andern Arbeit. Ich beabsichtige die alte Kapelle dieses Schlosses wieder herstellen zu lassen, zugleich aber auch, da nun, Gott sei Dank, meine ganze Familie katholisch ist, einen eignen Schloßgeistlichen dabei anzustellen. Wollen Sie dieser Geistliche sein, so schlagen Sie ein, ich dotire die Stelle mit 3000 Gulden, natürlich wohnen Sie auf dem Schlosse, und Alles bleibt im Uebrigen, wie bisher!"

Der Jesuit spielte den Uneigennützigen, er wollte einen andern, bessern Priester empfehlen, er weigerte sich lange, endlich rief Otto: „Liebe Antonie, helfen Sie mir doch unsern Freund bitten!"

„Bleiben Sie bei uns," bat die schwache Frau jetzt, „für immer, sorgen Sie für unser Seelenheil, wir werden für Sie eine kleine, aber friedliche und freudige Gemeinde sein!"

Barnesius gab nach; „gnädigste Frau, sprach er, „Sie dürfen mich nie bitten, denn ich bin

nicht im Stande, Ihnen je Etwas abzuschlagen, ich will also, wenn meine geistlichen Obern ihre Einwilligung geben, gern und freudig die Stelle eines Schloßgeistlichen in Schwaning annehmen, ich werde an das bischöffliche Ordinariat schreiben, damit die neueinzurichtende Kapelle bald möglichst geweiht werden kann, und nach Kräften, gnädiger Herr, will ich meines Amtes warten!"

Jetzt erhob sich Otto, er war glücklich, daß er mit Antonien so leichtes Spiel gehabt, er hoffte nun bald absolvirt zu sein, um dann in den Besitz der Geheimnisse der Magie zu gelangen. Daß Antonie noch immer in einer Art von Freudenrausch war, versteht sich von selbst.

Otto führte seine Frau in den Speisesaal; Ottilie war schon dort, sie sah mit Erstaunen bald in das heitere Antlitz ihres Vaters, bald in das freudestrahlende ihrer Mutter, ihr war Eins so fremd, wie das Andere. Antonie umarmte ihre Tochter zärtlich.

„Guten Morgen, liebes Kind," sagte Otto, „Es geht Ihnen wohl? Sie sehen allerliebst aus, Sie versprechen schön zu werden!"

Ottilie staunte immer mehr, sie begriff Nichts

von Allem, das feine Lächeln des Jesuiten war kein erläuternder Commentar.

Ueber Tische war nur von Bernd's Abreise und der neuen Einrichtung der alten Kapelle die Rede.

„Ich selbst werde das Altartuch sticken!" erklärte sich Antonie.

Otto küßte ihr die Hand und fragte Ottilie, „und Sie, liebe Tochter? Werden Sie Ihrer Mutter nicht helfen?"

„Wenn es die Mutter wünscht," erwiderte Ottilie, vollendete aber ihren Satz nicht, sie wollte sagen, daß sie dann mit Schmerzen gehorchen werde.

„Freilich wünsche ich das eifrig und hoffte es von Dir!" damit war ihr Antonie ins Wort gefallen.

Nach Tische fuhr Otto mit seiner Frau, zur höchsten Verwunderung der ganzen Dienerschaft, spazieren.

Ottilie schlich sich betrübt in den Park, eine namenlose Angst peinigte das junge Mädchen.

Indessen hatte auch Dr. Schrenk, nach langem Bedenken einen Entschluß gefaßt, er schrieb an Herrn von Schwaning und bat ihn um eine

Unterredung. Otto fand den Brief des Geistlichen bei seiner Rückkehr und ließ antworten „der Herr Prediger werde ihn morgen um die Mittagsstunde finden. Antonien sagte er Nichts von dem Briefe des Geistlichen.

Unterdessen hatte Ottilie vergeblich gesucht mit ihrer Mutter allein zu sein, Antonie schien es nicht zu wünschen, der Priester es zu verhüten. Gegen Abend fand sie Alles in voller Unordnung in den Zimmern ihrer Mutter, sowohl Otto, als Barnesius waren zugegen, Bediente räumten aus.

„Ich überlasse Dir diesen Theil des Schlosses allein," rief Antonie heiter ihrer Tochter entgegen; und mit dem Stolz einer Frau, die sich geliebt glaubt, setzte sie hinzu, „ich beziehe die Zimmer auf dem Abendflügel, Dein Vater wünscht mich mehr in seiner Nähe zu haben!"

Da Ottilie Nichts erwiderte, frug Antonie weiter:

„Schmerzt Dich diese Trennung von mir, liebes Kind? Du kannst mich ja den ganzen Tag besuchen, Du könntest ja auch — — ebenfalls in den Abendflügel ziehen," wollte sie sa-

gen, aber Otto flüsterte ihr Etwas ins Ohr, sogleich erröthete Antonie und schwieg.

„Ich hoffe," sprach jetzt Ottilie, mühsam ihre Bewegungen bekämpfend, „daß diese Trennung der Wohnung unsere Herzen nicht trennen wird, meine theure Mutter!"

„Gewiß nicht, mein gutes Kind!" versicherte Antonie ruhig, die Bewegung Ottiliens entging ihr ganz.

„Diese Nacht finden Sie mich nicht im Thurmzimmer!" sagte Otto lächelnd beim Abschiede zu Barnesius.

Der Jesuit nickte freundlich und ging mit dem glücklichen Bernd seiner Wohnung zu, jedoch nur um sich nebst seinem Zögling umzukleiden.

„Lieber Sohn," sagte er hastig zu dem Jüngling, „ich werde Ihnen nach unserer Rückkehr die Räthsel des heutigen Tags erklären, eilen sie jetzt mit dem Umziehen, wir gehen zusammen, es ist mir von größter Wichtigkeit zu erfahren, was die Mädchen über die neuesten Ereignisse sagen, ich selbst muß Ottilie beobachten!"

Einige Minuten später waren Lehrer und

Schüler, jeder auf seinem Posten, im verborgenen Gange. Bernds Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn die Mädchen waren noch nicht da, sie zögerten sehr lange. Der Jesuit dagegen schien seltsame Entdeckungen zu machen, er lauschte gespannt, ballte die Fäuste, zitterte oft vor Zorn und ließ doch nicht ab unverwandt in das Zimmer des jungen Mädchens zu blicken.

Als endlich, sehr spät, die Lauscher sich von ihren Posten zurückzogen, hatte Bernd nur Unbedeutendes zu rapportiren, Barnesius dagegen hatte eine sehr gewichtige Entdeckung gemacht. Er hatte ein Gespräch Ottiliens mit ihrer alten protestantischen Kammerfrau belauscht. Staunend vernahm er, daß die alte Frau ihn durchschaut hatte, daß zwei Bediente, Enkelneffen der alten Frau, ihn beobachteten und schließlich, daß Ottilie an einen ihrer protestantischen Vettern in Preußen schreiben und ihn um Hülfe bitten wolle; diesen Brief wolle man dem Dr. Schrenk übersenden und ihn um dessen schleunige Besorgung bitten.

Der Jesuit war wüthend, aber er freute

sich doch, daß er das Complott, wie er es nannte, noch zur rechten Zeit entdeckt.

Am andern Morgen war Otto sehr spät aufgestanden und er saß noch mit seiner Antonie beim Frühstück, als man ihm Dr. Schrenk meldete. Der Geistliche trat ein, Antonie staunte und war nicht ohne Verlegenheit, das sichere Benehmen ihres Gemahls beruhigte sie indeß sehr.

„Nehmen Sie Platz, Herr Prediger, Sie wünschten mich zu sprechen, was haben Sie mir zu sagen?" lautete Ottos Anrede.

„Herr von Schwaning," antwortete der Geistliche ernst, „ich habe gestern ein Billet von Ihrer Frau Gemahlin erhalten, das mich von dem Unterricht Ihrer Fräulein Tochter dispensirt, nachdem mir derselbe erst vor kurzer Zeit übertragen, ich glaube Gründe zu haben anzunehmen, daß Sie von dem Inhalte dieses Billet's Kenntniß haben!"

Otto lächelte.

„Allerdings pflegt meine Gemahlin nicht ohne mein Wissen zu handeln, sie hat mit meiner Zustimmung geschrieben!"

„Nun denn, Herr von Schwaning, darf ich

die Gründe dieser plötzlichen Sinnesänderung erfahren, oder wollen Sie, gnädigste Frau, mich davon in Kenntniß setzen?"

„Es thut mir leid, wirklich leid, Herr Prediger," sagte Antonie, indem sie ihren Muth zusammennahm, „daß ich außer Stand bin, Ihnen eine Erklärung zu geben, ich muß Sie an meinen Gemahl verweisen!"

„Und ich muß Ihnen bemerken," fügte Otto hinzu, „daß ich nicht für passend halte, Sie Ihnen zu geben!"

Der Prediger stand auf: „Herr von Schwaning," sagte er nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit, „ich muß Sie als Seelsorger der protestantischen Gemeinde hiesigen Orts auffordern, Ihre Tochter, Ottilie von Schwaning, geb. 18** in meinen Confirmationsunterricht zu senden, da sie nach den Landesgesetzen schon in diesem Jahr confirmirt werden müßte!"

„Herr," entgegnete Otto heftig, „vergessen Sie nicht, daß Sie mit Ihrem Patron sprechen, ich kann meine Tochter unterrichten lassen durch wen ich will, wann ich will. Sie sind es nicht, der dem Sohne des reichsfreien Dynasten von

Schwaning Gesetze vorzuschreiben hat in seinem eignen Hause!"

„Ich verlange Nichts von Ihnen, ich reclamire nur im Namen meiner Kirche, die vom Staat anerkannt ist —"

„Sagen Sie geduldet, leider!" rief Otto zornig.

„Ich bitte Sie, mein Gemahl, beruhigen Sie sich; von Ihnen mein Herr, als von einem Geistlichen, hätte ich auch mehr Milde erwartet," warf Antonie dazwischen.

„Milde, wo sie am Ort ist, auch mit Ernst und Festigkeit muß der Geistliche auftreten, ich schreibe keine Gesetze vor, ich verlange einfach, daß Ottilie von Schwaning zu dem Unterrichte derjenigen Confession zugelassen werde, in der sie getauft ist."

„Meine Tochter wird gar nicht protestantisch erzogen, sondern katholisch, bei meinem Wappen, Herr! Sie werden doch die Aeltern nicht hindern wollen ihr Kind in ihrer Religion zu erziehen!"

„Aber die gnädige Frau ist protestantisch!"

„Mein Herr, ich bin in den Schooß der Kirche zurückgekehrt," antwortete ihm Antonie.

Dieses unumwundene Bekenntniß hatte Dr. Schrenk nicht erwartet, es verwirrte ihn, aber Ottiliens wegen, die sein hohes Interesse erregt hatte, wagte er noch einen Versuch.

„Das wußte ich nicht, konnte es auch nach einer Erklärung der gnädigen Frau vor kurzer Zeit nicht erwarten. —"

„Die Gemahlin eines Schwaning hat nicht nöthig sich gegen Sie zu erklären!" sagte Otto scharf.

Der Geistliche überhörte mit Willen diese Beleidigung und fuhr fort: „nun dann bitte ich Sie und um Ihres Heils willen, Herr von Schwaning, zwingen Sie Ihre Tochter nicht; Fräulein Ottilie ist von Herzen Protestantin, ich würde genöthigt sein Anzeige zu machen, wenn Sie Ihre Tochter mit Gewalt katholisch machen wollten!"

Diese Drohung war am unrechten Ort, Dr. Schrenk hatte sich hinreißen lassen von seinem Interesse für Ottilie.

„Herr, ich ersuche Sie," sagte Otto rauh und kurz, „dieses Zimmer und mein Schloß zu verlassen, wir können unsere Tochter allein erziehen; so lange sie nicht mündig, bin ich ihr

Vormund, glauben Sie ein Recht zur Klage zu haben, so klagen Sie. Verlassen Sie uns!"

„Möge Sie Ihr Schritt nie gereuen, gnädige Frau!" sprach der Geistliche mild.

„Nun wirds zu toll," tobte der Edelmann. „Soll ich Sie denn von meinen Bedienten hinauswerfen lassen? Oder wollen Sie für immer hier bleiben? Drei Stockwerke unter uns kann ich Ihnen eine Wohnung anweisen lassen!"

Ohne ein Wort zu erwidern, entfernte sich der protestantische Geistliche.

Einige Tage später war Bernd abgereist. Antonie betete fleißig den Rosenkranz, hatte Unterricht bei Barnesius und freute sich der wiedererworbenen Liebe ihres Gemahls.

Ottilie mußte einen Schmerz nach dem andern erfahren, und dennoch schien sich Niemand so recht eigentlich darum zu bekümmern. Es schien, sage ich, denn Sie war der Gegenstand der Pläne dreier Männer, ihres Vaters, des Jesuiten und Dr. Schrenk.

Plötzlich wurden die beiden Bedienten, die Enkelneffen von Ottiliens Kinderfrau, entlassen und die alte Person selbst auf ein einsames von Ottiliens Wohnung sehr entferntes Stübchen ver-

wiesen, dem armen Mädchen selbst aber von ihrem Vater verboten den Rayon des Schlosses ohne ihrer Mutter Begleitung zu verlassen.

Die kluge Tochter der Schwaninge gehorchte schweigend.

Was sollte sie thun?

Eines Tages erschien ihr Vater nebst Barnesius in ihrem Zimmer, sie mußte auf Befehl des Erstern ihren Bücherschrank öffnen, der Letztere untersuchte genau jedes einzelne Buch und legte Alle, die irgend protestantische Grundsätze enthalten konnten, bei Seite. Otto von Schwaning ließ sie durch einen Bedienten forttragen. Die deutsche Bibel war natürlich dabei.

„Diese Bücher taugen nicht für Sie, liebe Tochter," sagte der Edelmann tröstend „ich sende Ihnen noch heute Abend viel mehr und bessere!"

Ottilie verbeugte sich stumm, das junge Mädchen konnte und durfte nicht Gewalt mit Gewalt vertreiben.

Wirklich sandte ihr der „liebevolle" Vater noch am selben Tage einen ganzen Stoß neuer Bücher. Unmuthig warf sie Ottilie hin.

Katholische Gebetbücher, verrückte Legenden,

frivole Romane mit noch frivoleren Bildern — welch ein Vater!

In der That, der Jesuit regirte im Schloß Schwaning wie ein Wolf, er that Alles, was er wollte, Alles ging durch, die Dienerschaft gehorchte ihm mehr, als dem Herrn.

Barnesius hatte vollständig gesiegt.

Ottilie wußte Nichts davon, daß der Jesuit ihren Brief an ihren protestantischen Vetter in Preußen glücklich aufgefangen, sondern erwartete von dorther Hülfe.

V.

Erste Liebe.

Aeußerlich ruhig verflossen Wochen und Monate den Bewohnern des Schlosses Schwaning. Otto betrieb mit seinem gewöhnlichen Eifer die Herstellung der alten Kapelle des Schlosses, er sorgte mit maaßloser Freigebigkeit für deren äußere Ausstattung. Barnesius lächelte und ließ es geschehen. Die Genehmigung des bischöfflichen Ordinariats war auch angekommen, die Kapelle war von der Diöcese eximirt und der geistlichen Jurisdiction des Bischoffs und seines Kapitels allein unterworfen, Barnesius als Geistlicher bestätigt, Herrn von Schwaning große Complimente gesagt.

Es machte Aufsehen, man nahm Oben sogar Notiz von Schwanings Annahme, man freute

sich, daß ein so reichbegüterter Edelmann auf die herrschenden Ansichten einging, man hoffte von dem durch ihn gegebenen Beispiel viel; Otto erhielt den Kammerherrnschlüssel und das Großkreuz des Ordens, dessen Ritterkreuz er bereits hatte.

Barnesius erfreute sich des vollkommnen Beifalls seiner Obern und genoß ruhig und im vollen Maaß die Früchte seiner Mühen. Otto war ein eifriger Katholik, um der Kabbala willen, Antonie, weil sie Proselytin war und ihren Gemahl liebte, mit dem sie fortwährend in der glücklichsten Eintracht lebte, Bernd war eifriger Katholik, weil er Alles von der Kirche erwarten zu können glaubte — das nannte Barnesius sein Werk.

Der Orden zog außer den Achtmalhunderttausend Thalern, über die Barnesius die Curatel hatte, ansehnliche Summen von Schwaning und hoffte noch ein Mehreres.

Nur Ottilie war noch zu erkämpfen. — Barnesius war nicht durch sein Glück und seine Macht verblendet, er schritt nicht mit Gewalt gegen das junge Mädchen vor, wie ihm sein Freund und Oberer, Dr. Eschler rieth, er temporisirte klug

und nahm seine Maaßregeln. Barnesius würde mit Gewalt verfahren sein, wenn er nur das Interesse seines Ordens im Auge gehabt hätte, aber er hatte bei Ottilie ein doppeltes, er liebte Ottilie, nämlich auf seine Weise, d. h. die Schönheit der jungen Dame hatte seine Sinnlichkeit entflammt und er trachtete nach dem Genuß jener Reize, die ihm so verlockend erschienen. Vergeblich hatte er sich gegen seine Sinne gesträubt. Barnesius war kein ehrgeiziger Jesuit, sondern ein durch und durch sinnlicher, er liebte die Genüsse des Gaumens, vor allem Andern aber die Weiber.

Ottiliens Jugendfrische, ihre kaum entfaltete Blüthe hatte ihn mächtig entflammt, vergebens hatte er sich genahet und in den Armen anderer Mädchen seine Gluth zu löschen versucht — er sann lange und fand endlich ein Mittel, das sowohl das Interesse seines Ordens, als auch sein eignes zu fördern schien. Der Verwalter der Posterpedition zu Schwaning hatte Auftrag, alle Briefe an die Familie Schwaning zu zwei bestimmten Stunden am Tage auf das Schloß zu senden. Mittags und Abends bei Tisch öffnete Otto das Paquet und theilte die Briefe

aus, oder schickte sie, wenn er nicht mit seiner Familie speiste.

So wurde ihm eines Abends ebenfalls ein Postpaquet gebracht. Der Edelmann reichte Herrn Barnesius einige Briefe, behielt einige für sich, gab an Antonien einen mit den Worten: „hier, meine Freundin, ist ein Brief von Ihrem Sohne!"

Plötzlich hielt er inne mit dem Aussuchen und las einen Brief an's Licht haltend:

„Mademoiselle Ottilie de Schwaning à Schwaning! Postzeichen Berlin, mit dem gräflichen Wappen Ihres Hauses, liebe Antonie gesiegelt; mit wem correspondiren Sie denn, meine Tochter?" fragte der Edelmann und reichte seiner Tochter, ohne eine Antwort abzuwarten, den Brief, den sie bebend ergriff und neben sich legte, denn es war gegen die hergebrachte Ordnung die empfangenen Briefe noch im Beisein der Andern zu lesen. Indeß entschlüpfte Ottilie sobald als möglich, sie bemerkte nicht, daß Barnesius ihr lächelnd nachsah. Auf ihrem Zimmer angelangt, schloß sich Ottilie ein, und riß hastig das Couvert ab, der Brief war sehr kurz und lautete:

„Meine theuere Cousine!

Es hat mich sehr gefreut von Ihnen zu hören, ich glaubte mich ganz vergessen trotz unserer nahen Verwandtschaft. Tief betrübt dagegen haben mich die traurigen Verhältnisse, deren Sie gedenken. Ich alter Mann, so herzlichen Antheil ich an Ihnen nehme, kann Ihnen leider nicht helfen, wie ich so gerne möchte, aber Sie sollen nicht ohne Hülfe bleiben, liebes Kind, mein einziger Sohn, fünf seiner Brüder sind theils für's Vaterland gefallen, theils von frühem Tod mir entrissen, reis't in einigen Wochen von hier über München nach Italien. Er hat Auftrag sich Ihrer, meine theuere Cousine, kräftig anzunehmen.

Levin ist ein guter, harmloser Junge, der das Seine gelernt hat und einen sichern Blick besitzt, schenken Sie ihm volles Vertrauen, sein Antheil wird bestimmen, ob ich von Familienwegen einschreiten darf, bis dahin verbleibe ich mit großer Zärtlichkeit

Ihr

ergebener Vetter,

der Generallieutenant, Graf Haubold,

von Sternendorf!"

Unmöglich konnte Ottilie mit diesem Nichts sagenden Schreiben zufrieden sein, wenn sie aber bedachte. daß der alte Cousin niemals in Verbindung weder mit ihr noch mit ihrer Familie gestanden, so sagte ihr ihr klarer Verstand, daß der Berliner Vetter schon mehr gethan, als sie hätte erwarten können. Sie hoffte also auf den angekündigten Besuch des jungen Grafen Lèvin von Sternendorf, und wußte durch eine Bettelfrau einen Brief an Dr. Schrenk zu senden, der dem Geistlichen die ganze Lage der Dinge im Schloß enthüllte und dringender als je bat, zu seines Beichtkindes Gunsten einzuschreiten.

Ottilie betrachtete sich als Glied der protestantischen Kirche und glaubte Schrenk könne rechtlich fordern, daß sie nicht in der Ausübung dieser Religion gehindert werde. Dr. Schrenk hielt es zwar eigentlich für Unrecht hinter dem Rücken der Aeltern mit dem Fräulein zu correspondiren, aber er glaubte unter diesen Umständen dem jungen Mädchen Trost schuldig zu sein. Er setzte ihr in einem weitläuftigen Schreiben auseinander, daß er nicht berechtigt sei, in die Erziehung einzugreifen, die ihr die Aeltern zu

geben für gut hielten, er gab ihr zu bedenken, daß die Stellung der Prosteſtanten in Baiern den Katholiken gegenüber überhaupt die größte Vorſicht erheiſche, verwies ſie auf den Text und die Hilfe des Gebetes, ſagte ihr, daß ſie ohne Schaden für ihre Seele dem katholiſchen Gottesdienſte beiwohnen dürfe, ſobald es von ihren Eltern verlangt werde, auch der Katholicismus ſei ja eine chriſtliche Confeſſion, und ihr richtiger Verſtand werde gewiß ſehr bald das ſpecifiſch Chriſtliche von dem nur dem catholiſchen Ritus-Angehörigen zu unterſcheiden wiſſen und Erbauung an dem erſten allein finden. Dieſer langen Epiſtel nach war das vierte Gebot das Alpha und Omega der Religion einer chriſtlichen Tochter.

Ottiliens Scharfſinn ſah bald ein, daß Dr. Schrenk gar nicht anders hätte ſchreiben können, als er geſchrieben hatte, aber der ganze Brief gefiel dem ſtolzen feurigen Mädchen nicht, ſie konnte es für nichts Anders als eine Heuchelei erklären, wenn ſie ſich dem katholiſchen Gottesdienſt mit einem ſo ganz davon abgewendeten Herzen anſchlöſſe, aber dennoch wußte das arme Mädchen nicht, wie ſie dem beſtimmt ausgeſprochenen Willen ihrer Aeltern entgegen handeln ſolle.

Sie ergab sich demnach seufzend in ihr Schicksal und besuchte zur größten Freude, Antoniens namentlich, den catholischen Gottesdienst in der neuen Kapelle. Barnesius war ein trefflicher Redner, Talent, Kenntniß, äußere Würde unterstützten ihn, wider ihren Willen war Ottilie aufmerksam; aber der Jesuit, der jetzt Antoniens sicher war, ließ seinem Ketzerhaß ganz die Zügel und Ottilie mußte die Kirche, als deren Mitglied sie sich betrachtete, fortwährend schelten und schmähen hören. Ihr Abscheu gegen den Priester stieg von Tage zu Tage, sie hatte Verstand genug, um dem Jesuiten allein, nicht aber der katholischen Kirche die Schmach dieser entsetzlichen Intoleranz, die sich oft in groben Schimpfreden äußerte, anzurechnen.

Unterdessen hatte der protestantische Geistliche noch ein Mittel versucht, um das Fräulein wenigstens einigermaaßen gegen die Zudringlichkeit des Jesuiten zu schützen, er entwarf mit ziemlich grellen Farben ein Gemälde der Vorgänge auf Schloß Schwaning und schilderte Ottiliens traurige Lage mit dem Feuer, das ihm sein Interesse für das junge Mädchen einflößte. Zwar waren keine Namen genannt, aber die

Familie Schwaning war so bekannt in ganz Süddeutschland, der neuerwachte Eifer Otto's für die Kirche so landkundig, daß kein Name nöthig war.

Dieser Artikel erschien in der Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung.

Dr. Schrenk gedachte Otto durch die Oeffentlichkeit zu schrecken und ihn zur Milde gegen seine Tochter zu bewegen, aber er goß nur Oel ins Feuer. Von den hochgestellten Geistlichen in der Nähe bekam Otto Beileidsversicherungen und Ermahnungen, auf dem betretenen Wege muthig fortzuwandeln, man versicherte ihn des mächtigen Schutzes der Kirche.

Der Jesuit, der sich heftig angegriffen sah, schnaubte Rache, und da im Jesuitenorden stets Alle für Einen stehen, so gelang es ihm bald zu ermitteln, daß Dr. Schrenk der Verfasser jenes Artikels sei.

Er nahm seine Maaßregeln.

Dr. Schrenk erhielt von seiner kirchlichen Oberbehörde einen strengen Verweis, daß er, bei den delikaten Verhältnissen seiner Kirche, ganz ohne Noth einen Streit mit der katholischen Schwesterkirche und zugleich mit einer der mächtigsten Adelsfamilien im Lande angefangen, man

bedeutete ihm, daß er sich jeder Einmischung in die innern Verhältnisse des Hauses Schwaning zu enthalten habe, und bot ihm zugleich eine andere Stelle an, da er unter diesen Umständen unmöglich segensreich in seinem Amte weiter wirken könne.

Dr. Schrenk antwortete mit der ganzen Würde eines protestantischen Geistlichen.

Er stellte der kirchlichen Oberbehörde ernst die Lage der Dinge vor Augen, enthüllte so weit er es im Stande war das ganze Intriguengemälde des Jesuiten Barnesius, legte ihr die Seele Fräuleins von Schwaning aufs Gewissen und schloß endlich, daß er allerdings ebenfalls einsehe, wie er, von der gesetzlichen Oberbehörde seiner Kirche nicht unterstützt, allerdings unter diesen Verhältnissen unmöglich Früchte von seiner geistlichen Amtswirksamkeit erwarten könne. Er schlug höflich die ihm angetragene neue Stelle aus und erklärte, er verzichte darauf, wie unter diesen besonderen Umständen, das Amt eines Predigers zu Schwaning, so unter den allgemeinen überhaupt ein geistliches Amt zu verwalten. Eine Abschrift des Briefes an Herrn von Schwaning als Patron, in dem er auf seine Stelle förm-

lich resignirte, legte er dem Schreiben an seine kirchliche Oberbehörde bei.

Schrenk, ein Mann von bedeutenden Kenntnissen, ohne Familie, auch durch ein kleines Vermögen unabhängig, verließ, nachdem er eine ausgezeichnete Abschiedspredigt gehalten, sein Vaterland und siedelte sich nach Berlin über.

Einzelne Blätter verfolgten ihn noch eine Weile mit heftigen Schmähungen, da er aber Nichts darauf erwiderte, so wurde er vergessen.

Otto von Schwaning war sehr erfreut über seinen Weggang, weniger Barnesius, der ihn zwar von Schwaning entfernen, nicht aber außer Landes wissen wollte; er fürchtete, Schrenk möchte von seinem jetzigen Aufenthaltsorte aus heftige Angriffe auf ihn und seinen Orden unternehmen. Da dieses aber nicht geschah, so war auch er sehr bald beruhigt.

Um diese Zeit starb auch der kleine, ehrliche katholische Kaplan in Schwaning, seine Freunde sagten, aus Aerger über das steigende Ansehen des Jesuiten, der sich ungestraft die gröbsten Eingriffe in die Amtsgewalt des Kaplans erlaubte.

Barnesius sorgte dafür, daß seine Stelle

durch einen dem Orden Loyolas ganz ergebenen Geistlichen besetzt wurde.

Die protestantische Predigerstelle erhielt ein Mann, der sich im trefflichsten Vernehmen mit der Familie des Patrons zu erhalten wußte, der es ohne Aerger sah, daß ein Glied seiner Gemeinde nach dem andern zur katholischen Kirche überging, der die Augen selbst bei den ganz grob die Landesgesetze verhöhnenden Bekehrungsversuchen der beiden jesuitischen Priester zudrückte, dafür aber sehr oft und sehr gut im Schlosse speiste, mit Otto Billard spielte, mit Barnesius Cigarren rauchte und Schiraswein trank, kurz so recht ein Mann nach den Herzen der Jesuiten war.

Dieser unwürdige protestantische Geistliche bestärkte Frau von Schwaning so recht in ihrem Katholicismus; die Kirche, die solche Geistliche hat, kann nicht die wahre christliche sein, dachte und sagte sie.

Ottilie war klüger als ihre Mutter, sie dachte: „Wenn ich die katholische Kirche nach Barnesius allein beurtheilen müßte, so würde ich sie für die Kirche des Satans halten; aber ich werde nie so ungerecht sein, es giebt in beiden

christlichen Confessionen gute und schlechte Menschen, also auch würdige und unwürdige Geistliche.

Das junge Mädchen, das trotz ihres Grames, trotz des Druckes, unter dem sie schmachtete, beständig schöner wurde, hoffte fortwährend auf die Ankunft des Vetters.

Man befand sich gerade im Sommer, als Ottilie, die sonst während des katholischen Gottesdienstes in der Kapelle, ohne auf den Geistlichen zu achten, sich ihren eignen Meditationen hingab, plötzlich durch den Namen ihrer Mutter aufgeschreckt wurde. Sie vernahm staunend eine Fürbitte für dieselbe: Antonie war guter Hoffnung!

Otto that öffentlich Gelübde, er gelobte reiche Schenkungen an verschiedene Heilige im Fall einer glücklichen Niederkunft seiner Gemahlin.

Es befremdete Ottilien gar nicht, daß eine bedeutende Summe dabei für ein Jesuitencollegium bestimmt war.

Am Abend dieses Tages stand sie sinnend unter der Westseite des Schlosses, trübe und wehmüthige Erinnerungen beschlichen ihr Herz;

hier war das Lieblingsplätzchen ihres alten trefflichen Großvaters, da hatte sie um die Kniee des alten braven Mannes gespielt, sich dort mit dem Bruder Bernd und der zottigen Dido herumgejagt, so viele glückliche Stunden der Kinderzeit unter diesen Bäumen verlebt. Sie erinnerte sich noch recht wohl des Abends, an dem Herr Barnesius hier zum ersten Male in ihre Familie eingeführt. Er hatte sie getrennt von Allen, die damals durch Liebe mit ihr verbunden waren, von Mutter und Bruder, nur den theuren Großvater allein hatte ihr der Tod entrissen.

Eine Thräne drang in das blitzende Auge der Jungfrau: „und wenn er sie Alle bestrickt und Alle von mir reißt, mich soll er nicht bestricken und von Gott kann er mich nicht reißen! Gütiger Gott, schütze mich armes, verlassenes Kind!"

In demselben Augenblick hörte sie das Geräusch eines Wagens und bemerkte, daß eine vierspännige Extrapostchaise langsam von dem Städtlein heraufkam. Ottilie konnte, ohne gesehen zu werden, den ganzen Weg überblicken.

Im Fond der eleganten, offenen Chaise lag nachlässig ein junger ebenso eleganter Mann, in

sein schlichtes, blondes Haar war eine blaue Reisemütze ohne Schirm gedrückt, den Mantel hatte er der Hitze wegen abgeworfen. Die Züge konnte Ottilie nicht erkennen. Auf dem Bock saß ein reichgallonirter Jäger.

„Sollte Gott in seiner Gnade mich erhört haben? Sollte es mein Vetter sein?“ dachte Ottilie und ging auf ihr Zimmer, von einem Vorsaalfenster aus konnte sie die Equipage sehen, sie erkannte eine Grafenkrone über dem Wappen am Schlage. Das bestärkte sie in ihrer Vermuthung.

Kurz darauf erschien eine der Frauen ihrer Mutter; Antonie ließ ihre Tochter bitten, etwas mehr als gewöhnliche Toilette zu machen, sie habe Besuch von einem Verwandten aus Berlin.

„Herr Gott, ich danke Dir!“ betete das Fräulein, es war ihr, als müsse Alles verschwinden.

Sie machte eine schickliche Toilette und begab sich nach den Zimmern ihrer Mutter.

Mit klopfendem Herzen und einer lieblichen Röthe auf den feinen Zügen trat das wirklich wunderschöne Mädchen ein. Der junge Mann, den sie im Wagen gesehen, saß neben ihrer Mut-

ter auf dem Sopha; er war groß, elegant gewachsen, seine Züge waren offen, einnehmend, ohne gerade viel Geist zu verrathen, ein blonder Bart ließ die frischen Lippen und die blendend weißen Zähne noch schöner erscheinen, als sie wirklich waren.

„Meine Tochter, lieber Graf, Ihre Cousine! —"

„Ihr Cousin, Graf Lèvin Sternendorf, liebe Ottilie!" sagte Antonie.

Der Graf sprang auf, sein Anstand war unübertrefflich, er ging Ottilien entgegen, küßte ihre Hand und gab mit einer Stimme, in der, wenn auch der norddeutsche Dialect vorherrschte, etwas Weiches und Gutes lag, seine Freude zu erkennen.

Ottilie bewillkommnete hocherröthend den Vetter, dessen Ankunft so lange das Ziel aller ihrer Wünsche gewesen, Graf Lèvin schien erstaunt über die Schönheit seiner Cousine, er senkte seinen Blick vor dem des jungen Fräuleins.

Ein trauliches Gespräch des Grafen mit ihrer Mutter über mancherlei Familienangelegenheiten gab Ottilien Anlaß zu bemerken, daß ihr Vetter, gerade wie ihr sein Vater geschrieben, ein

durchaus harmloser, offner Mensch sei, der indeß trotzdem schöne Kenntnisse und viele Erfahrung zu besitzen schien.

Sie war mit ihrem Vetter zufrieden und fühlte sich von einer süßen, unwiderstehlichen Leidenschaft zu dem Manne hingezogen, von dem sie glaubte, daß er einen bedeutenden Einfluß auf ihr künftiges Leben haben müsse. Auf den jungen Grafen schien Ottilie einen mächtigen Eindruck gemacht zu haben, schon in der ersten Stunde bemerkte Antonie, daß Graf Lèvin zerstreut antwortete, öfter ohne Noth erröthete und nicht von Ottilien wegzublicken vermochte.

Die gütige, milde Frau lächelte. —

Endlich erschien auch Herr von Schwaning, der, wie er jetzt immer bei guter Laune war, auch den Vetter aus Berlin, dessen Ankunft ihn Antonie hatte wissen lassen, mit großer Freundlichkeit bewillkommte. —

Man ging zu Tisch, Ottilie saß neben ihrem Vetter, der hinlänglich Gelegenheit hatte, sein Unterhaltungstalent in glänzender Weise zu entfalten. Er erzählte Berliner Geschichten, dann echt preußisch tausenderlei Anecdoten vom König und unterhielt so die ganze Gesellschaft auf eine

höchst heitere Weise, ohne irgendwie lästig oder unbescheiden zu erscheinen. Selbst Barnestus lächelte und schien Gefallen an dem echten Berliner zu finden. —

Ottilien behagte, nach einmal gefaßter Vorliebe für den jungen Grafen, seine freundliche, witzige und doch gutmüthige Redeweise, sie selbst sprach wenig und bemerkte nur an der ausgezeichnet weißen Hand ihres Vetters einen altmodischen Siegelring mit dem Gräflichen Wappen der Sternendorf. —

Sie erkannte, daß mit diesem Ringe der Brief an sie gesiegelt sein mußte. Otto bestritt halb im Scherz halb im Ernst den preußischen Royalismus seines Vetters, erinnerte ihn an seine ehemalige, reichsgräfliche Würde, und hob die Vorzüge der alten Reichs-Verfassung glänzend hervor. Graf Lèvin aber blieb bei seinem „guten Könige", ließ die Reichs-Verfassung für das Ehemals gelten, aber für das Jetzt lobte er Preußen. Sein Vaterland war ein Musterstaat, die Landreform, die Heerverfassung, das Landrecht, Alles war ohne Tadel! Er sprach nun eben wie jeder Preuße im Auslande ganz vernünftig spricht, dem Auslande gegenüber findet

er Alles, was er hat, oder nicht hat, vortrefflich, wenn er daheim auch anders denkt und mancherlei an den ausgezeichneten Einrichtungen auszusetzen hat.

Ein Wenig von diesem preußischen Patriotismus dem Auslande gegenüber könnte dem ganzen deutschen Vaterlande nicht schaden. —

Graf Lèvin war so eifrig in der Vertheidigung Alles dessen, was „der König" gethan, that und im Voraus schon Alles dessen, was er noch thun könne und werde, daß Otto lächelnd von seiner Controverse abließ. —

Jetzt hatte der Graf Zeit, seiner Cousine zuzuflüstern. „Ich bringe Ihnen die letzten Grüße meines Vaters, noch in seinen letzten Stunden beschäftigte er sich mit Ihrem Geschick!"

Ottiliens Bewegung war mächtig, also auch wieder Jemand dahin, auf den sie gehofft.

Barnesius sprach jetzt von der Lage der Katholiken in Preußen und tadelte die Strenge des Königs gegen den Erzbischof von Köln. Graf Lèvin schien nur halb darauf zu hören. Er benutzte wieder einen Moment und flüsterte: „Beruhigen Sie sich, theure Cousine, er hat mir sterbend die Sorge für Sie an's Herz gelegt!"

Diese Versicherung schien die junge Dame wirklich zu beruhigen, obgleich ihr klarer Verstand eigentlich nicht einsah, wie der junge Graf sie irgend schützen könne. „Er müßte mich denn heirathen!“ dachte sie, erröthete aber bei diesem Gedanken vor sich selbst.

„Was halten Sie, mein Herr Graf, von dem Betragen des Erzbischofs von Köln, finden Sie es nicht durchaus würdig?“ fragte Barnesius.

„Aufrichtig gestanden,“ entgegnete Graf Lèvin mit der liebenswürdigsten Offenheit; „ich weiß es nicht, ich habe mich gar nicht um die Sache bekümmert, ich mußte damals gerade durch das zweite juristische Examen fallen, bin aber a priori der Ansicht des Königs!“

Der Priester lächelte.

„Nun,“ fragte Otto scherzend, „das ist wohl auch eine ausgezeichnete preußiche Einrichtung, daß man die Grafen durchs Examen fallen läßt?“

Graf Lèvin ließ sich nicht irren: „Eine ausgezeichnete,“ rief er, „junge Grafen, die so faul gewesen sind, wie ich, in die Theater gelaufen sind, statt in die Hörsäle, Verse gemacht haben,

anstatt das Corpus Juris zu studiren, werden, wenn sie alte Grafen sind, schlechte Staatsdiener, und darum ist es ganz vortrefflich, wenn sie durch's Examen fallen!"

„Aber, nun sind Sie ja gar Nichts, lieber Graf?" fragte Antonie.

„O doch!" entgegnete dieser.

„Freilich, liebe Antonie, unser Herr Vetter bleibt immer der heilige, römische Reichsgraf!" belehrte Otto mit Ernst.

„O nein, das meine ich nicht!" versetzte Graf Lèvin; „das würde in Preußen nicht viel gelten; ein Graf, dessen Grafschaft noch im cidevant römischen Reiche liegt, aus dem macht sich der Preuße wenig. Aber ich habe zwei andere Titel, die gelten in ganz Preußen, ich bin erstlich königlich preußischer Seconde-Lieutenant in seiner Majestät fünften Landwehr-Regimente —"

Alles lachte, auch Graf Lèvin lachte mit, obgleich er sagte: „Sie würden nicht lachen, wenn Sie wüßten, was es auf sich habe, Landwehr-Officier zu sein. Denken Sie doch, ich habe in meinem Zuge vier Referendarien, Einer davon

ist von Adel, und mein zugführender Unteroffi=
cier ist Gutsbesitzer!"

„Wirklich?" fragte Otto mit angenomme=
nem Ernst. „Aber Ihre zweite Charge, ist sie eben
so wichtig, wie die erste?"

„Das nicht gerade," entgegnete der Graf
heiter; „wenn ich durch meinen ersten Titel An=
sehn, Macht und Glanz besitze, so habe ich durch
meinen zweiten die Mittel, dieses Ansehn zu
erhalten, ich bin nämlich Rentier!" Die Hei=
terkeit wurde jetzt allgemein.

„Sie wissen nicht, was diese Titel im Ver=
ein zu sagen haben," fuhr der Preuße fort. „Se=
hen Sie, gesetzt ich käme in einen Gasthof, ver=
steht sich in Preußen, und schriebe ins Frem=
denbuch: Graf Lèvin Sternendorf — hm, wür=
de der Wirth sagen, „man weiß nicht, ob der
Herr Graf Geld hat." Ich werde schlecht be=
dient und muß doch gut bezahlen. Schreibe ich
aber: „Graf Lèvin Sternendorf, Rentier," so
muß ich zwar eben so gut bezahlen, aber werde
ausgezeichnet bedient, der Wirth weiß nun, daß
ich kein armer Teufel bin. Schreibe ich aber
endlich: „Der königliche Landwehr=Lieutnant
Graf Lèvin Sternendorf, Rentier," dann nähert

sich mir der Wirth freundlich, freut sich der Ehre, die seinem Hause zu Theil geworden, erkundigt sich: „quel Regiment„ und, o Freude, sein ältester Sohn dient in demselben Regimente, bei dem ich als Officier stehe. Ich werde gehätschelt, gepflegt, eingeladen, immer hier zu logiren und bekomme eine äußerst billige Rechnung. Begreifen Sie nun, was es auf sich hat, königlich preußischer Landwehr-Lieutnant und Rentier zu sein?"

Die ganze Gesellschaft ergötzte sich an der Laune des jungen Mannes, nur Barnesius, obgleich er in das Lachen der Uebrigen einstimmte, schien ihn noch nicht loslassen zu wollen, er begann wieder von den kirchlichen Streitigkeiten.

Jetzt sprach Graf Lèvin etwas ernster.

„Verehrter Herr, Sie sind, wie ich höre, katholischer Priester, ich habe nun vor Ihrer geschätzten Persönlichkeit alle mögliche Achtung, weil ich sehe, daß meine Verwandten Ihnen ihr Vertrauen schenken, aber vor Ihrer Kirche habe ich nicht die geringste Achtung!"

Ottilie horchte hoch auf, Antonie blickte bestürzt ihren Vetter an, Otto's Stirn runzelte sich,

der Jesuit schien Etwas sagen zu wollen, aber Graf Lèvin ließ ihn nicht zu Worte kommen:

„Ich habe mich wohl falsch ausgedrückt?" sagte er, „ich wollte nur zu verstehen geben, daß ich die katholische Kirche nicht achten könne, weil ich sie nicht kenne, ich habe nie eine Bekanntschaft mit Katholiken gehabt, bin nie in einer katholischen Kirche gewesen. Sie werden das bei meiner protestantischen Erziehung in einem protestantischen Lande ganz natürlich finden. Wie kann ich also Etwas achten, von dem ich keine Idee, geschweige denn eine Kenntniß habe?"

Die Gesichter Aller erheiterten sich. „So verstehen Sie es, lieber Graf?" sagte Otto.

„Nun," fuhr Lèvin fort, „kann ich mir allerdings nicht denken, daß der Katholicismus etwas Dummes, oder Schlechtes ist; denn es ist nicht möglich, daß so viele Millionen von Menschen etwas Dummes oder Schlechtes für etwas Heiliges halten können. Es wäre verrückt anzunehmen, daß Oesterreich, Italien, Spanien, kurz alle katholischen Länder, mithin der bei Weitem größere Theil der civilisirten Welt, seit Jahrhunderten nur von Dummköpfen bewohnt werde, und daß sich der Verstand allein in die Köpfe der

Bewohner des kleinen protestantischen Theils von Europa geflüchtet habe, deshalb denke ich mir, daß es in den katholischen Ländern eben so gut fromme und gescheute Menschen geben wird, wie bei uns, daß Sie aber auch an Narren und Schuften keinen Mangel haben werden, gerade wie wir in Preußen und sogar in Berlin uns auch nicht gerade über einen Mangel von solchen Subjecten beschweren dürfen. Jetzt bitte ich Sie, gelehrter Herr, habe ich Recht?"

„Gewiß, von Ihrem Standpunkte aus räsonniren Sie ganz vernünftig," versetzte Barnesius, „was aber die Kirche und Ihre Rechte betrifft, so —"

„Maaße ich mir darüber nicht das geringste Urtheil an; ich reise jetzt nach Italien und denke dort und in andern katholischen Ländern die Kirche kennen zu lernen. Ich werde sie kennen lernen, denn ich bin durchaus vorurtheilsfrei. Meine protestantische Erziehung wird mich nicht hindern, Alles, was gut und löblich, als Solches anzuerkennen. Ich hasse jeden Zwang, namentlich aber in Sachen des Glaubens, es ist schon ein Zwang, Kinder katholisch, oder protestantisch zu erziehen, erziehe man die Kinder von

vorn herein christlich, und wenn sie später verständig geworden, dann erst lasse man sie eine Confession ohne Zwang wählen. Thäte man das, so würde man den schrecklichen Spectakel vermeiden, wenn es bald hier, bald dort heißt: „Der ist übergetreten und der ist abtrünnig geworden!“ Nur dieses Lärmens und Aufsehens wegen ist gewiß Mancher gegen seine Ueberzeugung Katholik geblieben, mancher Protestant nicht katholisch geworden. Ich spreche den Aeltern das Recht ab, im Voraus zu entscheiden, welcher Glaube für ihre Kinder einst der rechte sein soll, der Glaube gerade ist das, was jeder Mensch sich frei wählen dürfen muß. Die Erziehung nach der Confession hat unzählige Heuchler geschaffen, und unzählige, die, nachdem sie in ihrer Confession nicht gefunden, was sie darin suchten, gänzlich indifferent in der Religion wurden. Ich werde jetzt den Katholicismus kennen lernen, sollte er mir mehr bieten, als der Protestantismus, der mich, ich will es bekennen, in der That nicht ganz befriedigt, so werde ich ohne Umstände katholisch. Ich prüfe beide Confessionen, und der beßten will ich angehören. Steht nicht so etwas Aehnliches in der Bibel?“

„Prüfet und das Beßte behaltet!“ steht geschrieben, antwortete der Jesuit, „und ich freue mich Ihres Entschlusses, Herr Graf, wenn ich auch mit Ihrer Theorie von der freien Wahl der Confession nicht übereinstimme.“

„Auch ich, lieber Graf,“ sprach Otto, „freue mich, daß Sie selbstständig wählen wollen; ich bin im Voraus überzeugt, daß ich Sie einst als wahren Katholiken begrüssen werde. Was Sie von der freien Wahl der Confession aber im Allgemeinen sagten, ist unmöglich in dieser civilisirten Welt!“

„Unmöglich ist's nicht, aber es würde zu vielen seltsam schlimmen Dingen führen,“ meinte der Jesuit.

„Sie haben Recht,“ versetzte Graf Lèvin, „aber auch zu vielen guten, es hat Alles seine zwei Seiten, sogar der Teufel hat eine gute Seite!“

„Er ist ja ein gefallener Engel!“ lächelte der Jesuit.

Otto hob die Tafel auf.

Graf Lèvin hatte Allen gefallen, Antonien, weil er den Uebertritt aus einer Confession in die andere vertheidigte, Otto'n, weil er eine merk-

liche Hinneigung zum Katholicismus bei seinem Vetter wahrzunehmen glaubte, dem Jesuiten, weil er ihm persönliche Hochachtung bewies, Allen aber, weil er heiter und gutmüthig erschien.

Ottilien? Nun, ihr gefiel der Graf ganz besonders, sie erwartete ja Hülfe von ihm, Erlösung aus der Herrschaft des Jesuiten, er hatte ja auch ihr schon seine Hülfe versprochen. In hohem Grade billigte Ottilie das, was Graf Sternendorf über die freie Wahl der Confession gesagt, sie hörte mit Entzücken ihn das Recht vertheidigen, das sie für sich in Anspruch nahm, sie freute sich der Wärme des jungen Vetters, ihr gefiel sein Wesen, sein — doch das sind Geheimnisse eines jungfräulichen Herzens, genug Ottilie war glücklich, daß ihr Vetter da war, hoffte Alles von ihm und vertraute ihm ganz.

Am folgenden Morgen beim Frühstück entschloß sich Graf Levin, wie es schien, sehr leicht, der Bitte Otto's nachzugeben, und versprach einige Wochen in Schwaning zu bleiben.

Graf Sternendorf sah seine Cousine an, als er diese Zusage gab, und schien sehr beglückt über den Ausdruck der Freude und Dankbarkeit, der sich auf Ottiliens schönem Gesicht zeigte.

Nun begannen Partieen und Festlichkeiten, mit denen Graf Otto seinem Vetter den Aufenthalt in Schwaning angenehm zu machen trachtete, und dieser schien sich bei seinen Verwandten, namentlich aber bei der schönen Cousine recht wohl zu befinden.

Einzelne flüchtig heimlich gewechselte Worte abgerechnet, die Ottiliens Muth kräftigen sollten, war es den jungen Leuten nicht gelungen, sich einander zu nähern. Otto wich seinem Vetter nicht von der Seite, er schien nicht zu wünschen, daß Graf Lèvin Ottilien seine Grundsätze über die freie Wahl der Confession weiter mittheile, er konnte das nicht wünschen, denn Ottilie wäre dadurch wahrscheinlich in ihrer Abneigung gegen die katholische Religion bestärkt und er dadurch um die Geheimnisse der Kabbala betrogen worden. Uebrigens beschäftigte sich Otto seit Antoniens vorgerückter Schwangerschaft wieder eifrig mit kabbalistischen Berechnungen, und Barnesius war oft Theilhaber der nächtlichen Arbeiten des Edelmanns im Thurmzimmer.

Wenn nun auch also äußerlich keine weitere Berührung zwischen dem jungen Grafen und Ottilie stattgefunden, so waren sie sich dennoch

sehr befreundet geworden, und nach Verlauf einer Woche ungefähr mußte sich Ottilie erröthend selbst gestehen, daß sie den Grafen Lèvin liebe. Von der Gegenliebe des Grafen war sie überzeugt, mit mädchenhaftem Scharfblick hatte sie Lèvins Leidenschaft für sie erkannt. Sie war jetzt der froheſten Hoffnungen voll, eine Heirath machte sie durchaus frei.

In diese süßeste aller Mädchenhoffnungen eingewiegt ertrug sie auch mit Geduld den Zwang, den ihr die beständige Gegenwart ihres Vaters, oder des Jesuiten bei ihren Gesprächen mit dem Grafen Lèvin auflegte, sie war zufrieden, sie war glücklich, weil sie liebte.

Graf Sternendorf aber schien diesen Zwang mit jedem Tage unlieber zu tragen, er wurde oft trübe, traurig; dann wieder ausgelassen heiter; Ottilie, die den Grund dieser wechselnden Stimmung zu kennen glaubte, fand das natürlich und freute sich darüber.

Endlich eines Tages gegen Abend, als Ottilie mit ihm und ihrem Vater im Park lustwandelte, sollte sich eine Gelegenheit finden für sie zu einem ersten unbeobachteten Gespräch mit dem Manne, den sie liebte. Barnesius erschien

mit einem Brief in der Hand und bat Herrn von Schwaning um ein kurzes Gespräch unter vier Augen. Otto willigte ein, entschuldigte sich gegen den Grafen, und bald waren die jungen Leute allein.

Ottilie lächelte, daß es der Jesuit, ihr Feind, gerade war, der ihr zur endlichen Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches behülflich sein mußte.

„Meine theure Cousine," begann Graf Lèvin, sobald sich die beiden Herrn etwas entfernt hatten, „wir sind nicht oft allein, lassen Sie uns deshalb alles Unnöthige vermeiden und zur Hauptsache kommen!"

Die junge Dame nickte.

„Nun denn," theure liebe Ottilie, „ich soll Sie dem Zwange entreißen, unter welchem Sie hier schmachten, ich soll Ihnen Ihre natürliche Freiheit verschaffen, dem Glauben zu leben, den Sie für den wahren halten, das habe ich einem sterbenden, geliebten Vater mit Herz und Mund versprochen, theures Mädchen; ich weiß nur einen Weg, auf dem das geschehen kann —"

Es gab in der That nur einen Weg, Ottilie wußte ihn, sie zitterte heftig.

—„Sie ahnen, was ich sagen will, Ottilie? Können Sie sich entschließen, mein zu sein, meinen Namen zu tragen, so ist Ihre Glaubensfreiheit gesichert, ich biete Ihnen freilich keinen hohen Rang im Staate, auch nicht einmal ein großes Vermögen, aber ich biete Ihnen ein treues, liebendes Herz, und so wie ich Sie zu kennen glaube, theueres Mädchen, wissen Sie das zu schätzen. Wollen Sie die Meine sein?"

Ottilie antwortete Nichts, aber sie sank in die geöffneten Arme Lèvin's, und ein einziger Blick ihrer schönen Augen verkündete dem Grafen ihr „Ja," versicherte ihm mehr als Tausend Worte, daß er geliebt, unendlich geliebt sei!

Mit stummer Seligkeit umarmten sich die Liebenden, und der erste Kuß glühte auf Ottiliens jungfräulichen Lippen, die noch nie ein Mann berührt hatte.

Stolz, wie eine Siegerin, trat Ottilie einige Augenblicke später den beiden Männern entgegen, selbst Otto war betroffen über den stolzen freudigen Ausdruck, der von dem schönen Antlitz seiner Tochter strahlte.

„Was mag das Mädchen haben?" fragte der Edelmann den Jesuiten; dieser zuckte schweigend die Achsel.

Ottilie bemerkte es recht wohl, was kümmerte sie aber jetzt das Achselzucken des Jesuiten!

In den nächsten Tagen sah sich Ottilie beständig bewacht und beobachtet, Otto und Barnesius ließen sie auch nicht einen Augenblick mit ihrem Geliebten allein, die junge Dame lächelte darüber, ihr war's für jetzt genug, den Geliebten sehen zu dürfen, ein zarter Händedruck bei Tisch, wo sie neben ihm saß, war hinreichend, sie für den übrigen Theil des Tags glücklich zu machen.

Graf Sterndorf aber schien diese Tage nicht zu behaglich zu finden, er war häufig unruhig, ja sogar traurig, nur mit Mühe schien er oft seine Fassung zu behalten. Antonie, die Mitleid mit dem Vetter hatte, gab ihm mehrmals Gelegenheit sich zu erklären, aber ihr gegenüber blieb der Graf merkwürdig schüchtern. — Ottilie, die natürlich das größte Interresse hatte, den Geliebten heiter und zufrieden zu sehen, sann vergebens auf ein Etwas, das ihr eine Unter-

redung mit ihm verschaffen könnte, denn sie sah die Nothwendigkeit sich mit dem Grafen über die zu nehmenden Maaßregeln zu besprechen. Sie konnte ihn wohl auf ihr Zimmer bitten lassen, da sie sich aber bei Tage beständig beobachtet sah, so konnte das nur bei Nacht geschehen, und dagegen sträubte sich ihr jungfräuliches Wesen mächtig, noch weniger hätte sie ihn auf seinem Zimmer besuchen können.

Eines Nachmittags wandelte sie in solchen Gedanken versunken durch den Park, Graf Sterndorf war mit ihrem Vater nach einem entfernten Gute geritten, als plötzlich eine Frau an sie herantrat, ihr einen Brief reichte und sich eilig wieder entfernte.

Ottilie kannte die Frau, sie war vor Kurzem mit ihrem Manne und ihrer ganzen Familie zum Katholicismus übergetreten und hatte dafür von Otto zum Lohn eine ziemlich einträgliche Pachtung erhalten. Ottilie war empört darüber gewesen, daß diese Frau ihren Glauben geradezu verkaufen konnte, um so erstaunter war sie in der Aufschrift des Briefs, die an sie lautete, die Handschrift ihres Freundes Dr. Schrenk zu erkennen. Ottilie entfaltete das Schreiben und

las, daß Dr. Schrenk noch immer das höchste Interesse an ihr nehme, daß er auch in der Ferne nach seinen Kräften für sie zu wirken suche, daß er aber leider jetzt weiter Nichts für sie habe, als sein Gebet. Denn von ihren protestantischen Verwandten in Berlin habe sie Nichts zu hoffen. Er habe in der Hoffnung, ihr nützlich werden zu können, den Generallieutnant Grafen Sterndorf aufgesucht, sei von dieser alten Excellenz sehr kühl empfangen worden und habe die kurze Erklärung hinnehmen müssen, daß sich seine Excellenz nicht ermächtigt fänden, sich in die Familienverhältnisse seiner Vettern zu mischen, und daß sie nicht begriffen, was sich der Dr. Schrenk hineinmische. Darauf habe er sich zurückgezogen. Der einzige noch lebende Sohn des alten Generals Graf Lèvin sei ein completer Taugenichts, der durch das Examen gefallen sei und einer übelrenommirten Schauspielerin die Cor mache. An diesen habe er sich natürlich gar nicht gewendet, es aber doch für ziemlich erachtet, Ottilien trotz dieser traurigen Nachrichten zu schreiben, damit sie nicht glaube, daß er sie vergesse. Er bat Ottilien schließlich, ihm ihr Vertrauen zu bewahren und verwieß sie auf den

Trost, den sie selbstständig bereits in ihrem Glauben zu finden werden wisse!

Dieser Brief gab Ottilien viel Stoff zum Nachdenken. Es war die Hand Schrenks, auch wohl seine Art und Weise zu schreiben, aber die Ueberbringerin machte Ottilien den Brief verdächtig, mehr als verdächtig. Sie räsonnirte also: Barnesius hat bemerkt, daß Graf Lèvin mich liebt, vielleicht auch, daß ich ihn wieder liebe, er sieht ein, daß ich seiner Macht durch eine Heirath mit Lèvin entrissen werde, daß er dann alle Hoffnungen aufgeben muß, mich zu bekehren. Es muß ihm darum Alles daran liegen, mich von Lèvin loszureißen, er hat ein seiner Art würdiges Mittel dazu gewählt, Verleumdung durch einen untergeschobenen Brief — die Proselytin hat er leicht zur Ueberbringerin dieses unächten Briefes gewonnen. Er hat sich getäuscht, der Brief ist unächt, er will meinen Lèvin nur verleumden, der Brief muß unächt sein, dem Datum nach ist er erst vor 8 Tagen geschrieben, hätte ihn Schrenk wirklich geschrieben, so würde er des alten Generals nicht als eines Lebenden, sondern als eines Todten gedenken, aber — ich habe den Jesuiten gefangen, Bar-

nesius hat nicht gewußt, daß Lèvins Vater todt ist. Elende Intrigue!"

Ueberzeugt, daß ihr Räsonnement richtig, ging Ottilie dem Schlosse zu, zufällig begegnete ihr Barnesius. Die junge Dame blieb vor ihm stehen und sah ihn einige Secunden mit zornigen Blicken an, der Jesuit gestand sich, daß auch diese Aufregung das schöne Mädchen verschönere. Endlich reichte sie ihm den Brief und sagte verächtlich:

„Nehmen Sie, mein Herr, Sie können gut schreiben, sind aber ein kläglicher Intriguant, es thut mir leid, daß Sie nicht gewußt haben, daß der Generallieutenant Graf Sternendorf in Berlin schon seit einigen Wochen tod ist. Adieu!"

Ottilie ging ins Schloß und ließ den wirklich bestürzten Jesuiten mit dem Brief in der Hand stehen. Hastig las dieser den Brief; als er zu Ende war, schöpfte er erleichtert Athem, und ein finsterer Zug höhnischen Triumphes wurde auf seinem Antlitz bemerkbar. „Gott giebt sie selbst in meine Gewalt!" murmelte er und schritt weiter.

Der Brief war echt, er enthielt die lauterste Wahrheit, Dr. Schrenk hatte ihn wirklich ge-

schrieben und ihn an eines seiner ehemaligen Gemeindeglieder zur vorsichtigen Bestellung an Fräulein von Schwaning übersendet. Er konnte nicht wissen, daß der Mann, den er für einen guten Protestanten gehalten, daß der in der Zwischenzeit zum Katholicismus übergetreten war. Der Mann hatte den Brief, trotz seines Uebertrittes, aus Hochachtung gegen Dr. Schrenk durch seine Frau abgeben lassen, und das gerade hatte Ottiliens unseliges, aber unter ihren Verhältnissen sehr verzeihliches Mißtrauen hervorgerufen.

Das junge Fräulein nun überzeugt, daß der Jesuit gegen ihr Liebesbündniß mit Lèvin intriguire, hielt sich nicht allein für berechtigt, sondern auch für verpflichtet zu handeln.

Sie mußte ihre jungfräuliche Zurückhaltung höhern Rücksichten aufopfern, sie schrieb einen unendlich langen Brief, es war der erste, den ihr die Liebe dictirte, an den Geliebten und setzte ihn von allen Umständen in Kenntniß, die sie nöthigten eine baldige Besprechung mit ihm höchst wünschenswerth zu finden. Sie schlug vor, er möge sie Abends nach elf Uhr in ihrem Zimmer besuchen.

Diesen Brief, in sehr kleines Format zusam-

mengelegt, drückte sie, während der Mittagstafel, ihrem Vetter in die Hand.

Auf dieselbe Weise empfing sie während der Abendtafel eine Antwort, die sie sehr beunruhigte. Lèvin schrieb von seiner Leidenschaft, von seiner Qual, von einem furchtbaren Verhängniß, dem er zum Opfer werden müsse, wenn Ottilie ihn nicht wirklich liebe, er versprach zu kommen, bestimmte aber die vierte Morgenstunde zur Zusammenkunft und beschwor die Geliebte mit einer Ottilien nicht erklärlichen Aengstlichkeit, sich ja zur Ruhe zu legen wie gewöhnlich, und sich dann erst wieder anzukleiden.

Dieser Brief war sichtlich in der größten Aufregung geschrieben, in der sich ein Mann befinden kann, die Sätze waren abgerissen, die Züge der Handschrift verriethen, daß die Hand des Schreibenden gezittert, mancher Passus war ausgestrichen, wiederhergestellt und dann doch wieder ausgestrichen. Sogar der Name war einmal wieder ausgestrichen worden.

Schon bei Tafel war Ottilien die Blässe des Geliebten nicht entgangen, dieser Brief mußte sie aufs Heftigste beunruhigen. Was hatte der Graf? Hatte er eine Jesuitenintrigue ent-

deckt? Fürchtete er für ihr Leben? Was sollte diese Dringlichkeit? Warum sollte sie gerade heute, wie gewöhnlich, zu Bett gehn?

Das waren die Fragen, die Ottilien eine ganze, schlaflose Nacht über beschäftigten, am andern Morgen erwartete sie den Geliebten vergeblich, er kam nicht und kam nicht.

Sie nahm sich vor, recht ernstlich mit ihm zu zürnen, als sie aber beim Frühstück in das bleiche, leidende Gesicht des jungen Mannes sah, vergaß sie ihren Zorn, hegte nur den tiefsten Schmerz und trug die größte Angst. Auch allen Uebrigen fiel das leidende Aussehen des jungen Grafen auf, Antonie wollte nach einem Arzt senden, Levin verbat es sich und behauptete, es sei ein plötzliches Unwohlsein, das ihn öfter befalle, aber eben so geschwind wieder vorübergehe, als es komme.

Dabei beruhigte man sich um so eher, als Graf Sternendorf wirklich, zu Ottiliens größter Freude, im Laufe des Vormittags schon mehr und mehr seine heitere, liebenswürdige Laune wiederfand und sein Aussehen sich merklich verbesserte.

„Ein böser Zufall hielt mich heute ab, ich

komme morgen, theures Mädchen!“ flüsterte er Ottilien zu.

Aber auch das zweite Mal konnte Graf Sternendorf sein Versprechen nicht halten, doch dieses Mal hatte er keine Schuld daran. Mitten in der Nacht wurde Ottilie geweckt, ihre Kammerjungfer rief hastig: „Stehen Sie auf, gnädiges Fräulein, ein Bedienter Ihres Herrn Vaters ist draußen, Sie möchten sogleich ins Schlafzimmer Ihrer Frau Mutter kommen!“

Eilig kleidete sich Ottilie an. „Was ist's, ist meine Mutter krank?“ fragte Sie das Mädchen.

„Ich glaube nicht,“ antwortete diese, „der Bediente wußte Nichts.“

Ottilie ging. Das ganze große Schloß schien in Aufruhr, Thüren wurden geschlagen, Bediente stürzten über die Gänge, ein Wagen fuhr rasselnd in den Schloßhof. Der Hof selbst war mit Fackeln erhellt, Ottilie bemerkte durch ein Gangfenster, an dem sie vorüber kam, daß die Fenster der Kapelle erleuchtet waren und sah einen Jäger auf dem Leibroß ihres Vaters wie wahnsinnig davonsprengen. Ein lauter Schrei tönte vom Hofe herauf, Ottilie blickte noch ein

Mal durch ein Fenster, und mit zitternden Knien eilte sie weiter.

Was sie gesehen, war entsetzlich, das edle Roß, scheu geworden durch die Behandlung des ungewohnten Reiters, wild durch das Fackellicht, bäumte sich hoch auf am innern Portal, warf seinen Reiter ab, und dieser lag mit zerschmettertem Haupt auf dem Pflaster. Das hatte Ottilie gesehen, ergriffen, entsetzt, einer Ohnmacht nahe erreichte sie das Vorzimmer ihrer Mutter.

Es war mit Menschen gefüllt.

Schwindelnd sank Ottilie in die Arme des Grafen Sternendorf, doch erholte sie sich bald wieder und folgte ihrem Vater, der sie an der Hand faßte und sie in das Schlafzimmer ihrer Mutter führte.

„Was ist geschehen, mein Vater?" fragte sie ihn bebend.

„Ihre Mutter hat nur noch wenige Stunden, vielleicht nur wenige Augenblicke noch zu leben, sie will mit ihrem Kinde reden," entgegnete Otto mit unsicherer Stimme.

Ottilie trat ins Zimmer ihrer Mutter und fand diese todesblaß im Bett. Der Ottilien be-

kannte Arzt stand neben ihr und hielt ihre Hand. Barnesius und der katholische Kaplan aus Schwaning knieten in ihren weißen Chorhemden neben dem Bette.

Ottilie beugte sich herab auf das bleiche Antlitz ihrer Mutter und küßte ihre Lippen, Antonie schlang matt den rechten Arm um den Nacken ihrer Tochter und sprach leise mit Anstrengung, wie es schien:

„Ich muß von Dir scheiden, mein Kind, früher, als ich es gedacht, laß mich getröstet sterben, laß mich beruhigt über Dein Seelenheil von hinnen gehn. —"

Ottilie weinte.

„— O das Scheiden ist bitter, versüße es mir, geliebte Tochter; folge der letzten Bitte, die Deine Mutter an Dich thut, laß mich in einem Glauben mit Dir vereint sterben!"

„Theuerste Mutter," entgegnete Ottilie unter Thränen, „wir sind ja eines Glaubens, beide Christen!"

„O mein Kind, Du weißt ja, was ich meine, es giebt außer der Kirche für Dich keine Möglichkeit selig zu werden, liebe, liebe Ottilie! Willst Du denn, daß ich mit Kummer und Sorge

um Dich sterben soll, ach willst Du mir denn die Seligkeit, auf die ich hoffe, deren ich mich getröste, willst Du sie denn Deiner Mutter rauben? Ich kann ja nicht selig sein, wenn ich die Sorge um Dich mit hinüber nehme!"

Ottilie konnte nicht antworten, Thränen erstickten ihre Stimme.

Antonie redete weiter: „Darf ich Dich denn nicht segnen? Willst Du denn hinfort ohne den Segen Deiner Mutter leben? O ich bitte Dich, ich bitte Dich, meine Tochter, hätte ich noch die Kraft dazu, ich würde vor Dir knieen und Dich beschwören, in den Schooß der seligmachenden Kirche zurückzukehren! Ottilie, denke, daß Deine Mutter zu Dir spricht, die Dich neun Monde mit Sorge unter ihrem Herzen getragen, an deren Brust Du gelegen, die Dich groß gezogen! — Willst Du ihr den letzten Wunsch versagen? Du wirst mich nicht mehr sehen, wirst meine Stimme nicht mehr hören — o erfülle meinen Wunsch, daß es Dich später nicht gereue!"

„Ich will Alles, Alles thun, was Du wünschest, theure Mutter," antwortete Ottilie nun unter lautem Weinen.

„Nun," rief Antonie, indem sie sich kräftig

aufrichtete, „so nimm den beßten Segen Deiner Mutter, möge es Dir wohl gehen, so lange Du lebest auf Erden, und mögest Du eingehen zur Seligkeit, der Du nun theilhaftig werden kannst. Halte treu an den Vorschriften der heiligen Kirche, der Du nun durch das Gelübde angehörst, das Du mir gethan. Ich danke Gott, daß er mir diese Freude noch vor meinem Ende gemacht hat! Auch Dir Dank, mein Kind, daß Du meinen heißesten Wunsch erfüllt; ich schmecke bereits die Seligkeit, o ich bin schon selig, denn ich weiß nun bestimmt, daß ich Dich einst wiederfinden werde, Gott und die himmlischen Heiligen mögen Dich schützen und bewahren vor allem Unglück, Gott segne Dich, meine gute Tochter!"

Antonie sank erschöpft zurück, Ottilie war einer Ohnmacht nahe.

Nach einer Weile begann die sterbende Frau auf's Neue: „erfüllt meinen Wunsch, ich fühle den Tod, aber er ist mir nun wie ein Freund, der mich zu trösten kommt!"

Herr von Schwaning winkte, die Thüren des Schlafgemachs wurden geöffnet auf beiden Seiten. Von der einen trat die Dienerschaft,

von der andern Graf Sternendorf, der Bürgermeister des Städtchens, die Schloßbeamten und die in der Eile geholten Aerzte ein.

Antonie empfing, nach ihrem Wunsch, öffentlich die Sterbesacramente und antwortete auf die Frage des Jesuiten:

„Meine Tochter, sterben Sie in dem Glauben an unsere heilige, apostolische, römisch-katholische Kirche?“ laut und deutlich, „ja!“ Der Priester absolvirte sie, reichte ihr den Leib Christi und segnete sie nach dem Ritus seiner Kirche.

Die ganze Dienerschaft weinte.

Jetzt fielen Alle Anwesende auf die Knie und Barnesius begann laut zu beten. Als er sich wieder erhob, sagte Antonie „Amen“ und murmelte leise: „Otto, Ottilie, Bernd!“ Einige Sekunden später war sie, ohne sichtbaren Todeskampf, sanft verschieden.

Ottilie lag ohne Bewußtsein auf dem Bett ihrer nun heimgegangenen Mutter. Der Priester hatte nicht sobald Antoniens Hinscheiden bemerkt, als er laut und mit bewegter Stimme sprach:

„Die sehr edle Frau, Antonie von Schwaning, geborne Gräfin Sternendorf ist in dem wah-

ren Glauben unserer heiligen, apostolischen, römisch-katholischen Kirche verschieden und zur ewigen Seligkeit eingegangen, Amen!"

Otto von Schwaning drückte mit fester Hand die Augen seiner Gemahlin zu, dann zog er die Uhr hervor und sagte mit eiskalter Stimme: drei Uhr und sieben Minuten! Meine Herren, verfügen Sie sich in den großen Saal, um das Protokoll aufzunehmen!" Dann deckte er ein Tuch über das Antlitz der Todten und ließ Ottilien auf ihr Zimmer tragen. Eine tiefe Ohnmacht hielt die Sinne des jungen Mädchens gefangen.

O wäre sie nicht wieder daraus erwacht! Noch an demselben Tage begannen in der Kapelle die Exequien für Antonie, sie wurde drei Tage lang auf einem Katafalk im Paradesarge ausgestellt, und eine unzählige Menge strömte herbei.

Das Protokoll besagte, daß Frau von Schwaning an einem Leiden gestorben, das mit ihrer vorgerückten Schwangerschaft zusammenhinge, die Section habe übrigens auch den Tod des Kindes constatirt.

Die Bemühung des Arztes entriß Ottilien

ihrer Ohnmacht, aber nicht dem dumpfen, apathischen Hinbrüten, in das sie nun versank. Thränenlos sah sie ihre Mutter am dritten Tage im Erbbegräbniß beisetzen, ohne irgend einige Rührung zu verrathen wohnte sie dem feierlichen Todtenamt bei, das Barnesius in der Nacht feierte, sie schien kein Wort von der ausgezeichneten Gedächtnißrede zu vernehmen, die der Jesuit ihrer Mutter hielt. Vergebens bemühte sich ihr Vater, sie dieser Lethargie zu entreißen, vergeblich waren sogar die Bemühungen des Grafen Sternendorf.

So vergingen mehrere Tage — endlich schien sich Ottilie wiederzufinden, sie begann auf die ihr vorgelegten Fragen zu antworten, man sah ihrem Auge an, daß sie Thränen, erleichternde Thränen, gefunden habe, ja sie erwiderte Lèvin Sternendorfs Händedruck, aber einem Gespräch mit ihm schien sie sorgfältig auszuweichen. Man sah sie jetzt oft die Kapelle besuchen, und Otto theilte das freudig dem Jesuiten mit:

„Sie täuschen sich, gnädigster Herr," antwortete dieser, „Ottilie geht blos durch die Kapelle in das Erbbegräbniß. Stundenlang sitzt sie auf dem Sarge ihres Großvaters!"

„Nun denn thun Sie endlich, was Ihres Amtes ist, ich überlasse Ihnen die Sache ganz!" erklärte der Edelmann ärgerlich.

Ottilie kämpfte in diesen Tagen einen schweren, einen furchtbaren Kampf, sie wagte es nicht, das ihrer Mutter auf dem Sterbebett gegebene Versprechen zu brechen, sie wagte aber auch nicht, ganz gegen ihre Ueberzeugung, in die katholische Kirche überzutreten. Das arme Mädchen hatte keinen Freund, keinen treuen Rathgeber, eine unüberwindliche Scheu hielt sie ab, sich jetzt unter diesen Umständen an den Grafen Sternendorf zu wenden, sie hielt es für Sünde, jetzt nur an den Geliebten zu denken.

Dieser furchtbare, geistige Kampf erschöpfte die ganze Energie ihres Willens, und endlich beschloß das junge Mädchen, ihr Versprechen zu halten und Katholikin zu werden, wenn man es von ihr verlange.

Man ließ nicht allzulange auf sich warten.

Vielleicht vierzehn Tage waren nach Antoniens Tode verflossen, als Barnesius eines Morgens in Ottiliens Zimmer erschien.

Sie hatte es erwartet.

Das Gesicht des Jesuiten war ernst, streng.

„Fräulein Ottilie von Schwaning," redete er Ottilien an, „ich würde nicht zu Ihnen gekommen sein, denn der heiligen Kirche liegt Wenig an solchen Gliedern, wie Sie eins sind. Wer so schlecht die heilige Kindespflicht erfüllt, wie Sie, wird die heilige Pflicht gegen die Kirche noch schlechter erfüllen. Wer so wenig, wie Sie, darnach trachtet, ein Versprechen zu halten, ein Gelübde, das er einer sterbenden Mutter gethan, der wird auch Wenig darnach trachten, die Gelübde zu erfüllen, die er der heiligen Mutterkirche thut! — Ich würde also nicht zu Ihnen gekommen sein, hätte Sie fortwandeln lassen auf Ihrem ketzerischen Wege, der Sie zur Hölle führt, beladen mit einem Meineid, begangen an einer verklärten Mutter, ich hätte Sie gehen lassen, wenn ich blos Mensch wäre; aber ich bin Priester, das und die Bitten Ihres Herrn Vaters, so wie die Ihres Herrn Vetters, des Grafen Sternendorf, der sich, überzeugt von der seligmachenden Kraft unserer Kirche, durch den gläubigen, schönen Tod Ihrer frommen Mutter, ebenfalls zum Uebertritt entschlossen hat, haben mich bewogen, Ihnen noch ein Mal zu nahen. Fräulein Ottilie von Schwaning, im Namen Ih-

rer verklärten, seligen Mutter, deren Geist uns jetzt gewiß umschwebt, mahne ich Sie an Ihr heiliges Versprechen, noch ein Mal öffnet die heilige Kirche Ihnen liebend ihre Arme und rufet Ihnen mit des Herrn Worten zu: Eilet, kommt zu mir, Alle, die ihr seufzt unter der Last, die euch zu Boden drücken will, kommt, ich will euch erquicken!"

Ottiliens Kraft war gebrochen. „Ich bin bereit, mein Versprechen zu halten," sagte sie leise und senkte, Thränen in den schönen Augen, ihr lockiges Haupt.

„Der Segen Ihrer frommen Mutter giebt Ihnen die Kraft, das zu sagen, er wird Ihnen auch die Kraft geben, nach ihrem Wort zu handeln, er wird Sie stärken in dem Kampf, den Sie gegen Ihr verstocktes, eigensinniges, vom Gift der Ketzerei angestecktes Gewissen zu kämpfen haben, eilen Sie, Ihr Versprechen zu erfüllen!"

„Was habe ich zu thun? Ich will mich Allem unterwerfen!" sprach das arme Mädchen tonlos.

„Nun," sagte der Jesuit milder, „Sie werden jetzt die heilsame züchtigende Kraft der Kirche erfahren, doch nur wen sie liebt, den züchtigt sie. Wenn Sie gereinigt von Ihren Sünden,

dann wird die Kirche Sie wie eine Mutter liebend an ihr Herz nehmen. Gedenken Sie stets an das Versprechen, das Sie Ihrer frommen Mutter gegeben — jetzt knieen Sie nieder und beichten Sie mir Ihre Sünden!"

Der Jesuit setzte sich und Ottilie kniete vor ihm nieder. Sie schwieg.

„Nun beginnen Sie!"

„Ich weiß nicht —" stammelte das junge Mädchen.

„— Wo beginnen," fuhr der Jesuit fort, „das glaube ich, sprechen Sie mir nach und antworten Sie mir auf meine Fragen!"

Ottilie sprach nun Folgendes Wort für Wort nach, was ihr Barnesius vorsagte:

„Ich bekenne, daß ich eine arge Sünderin gewesen bisher, daß ich den dreieinigen Gott und seine Heiligen tief betrübt habe durch meine Verstocktheit gegen seine Gnadenmittel, die er der heiligen Kirche zu aller Menschen Besten anvertraut hat. Aber Alles das reut mich sehr, ich bitte die Kirche um Vergebung der Beleidigungen, die ich ihr in Gedanken, Worten und Werken zugefügt, ich gelobe Besserung; ich will fortan in der Gemeinschaft der Kirche leben; ich glaube

an den dreieinigen Gott, an das Primat Petri, des Apostelfürsten, an die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters, an die Gottheit der heiligen Jungfrau, an die Fürbitte der Heiligen, an die Lehre vom Fegfeuer, an das Sacrament der Messe, der Trauung, der Taufe, der Priesterweihe, der Firmelung und der letzten Oelung, ich glaube, daß Alles das wahrhafte von Gott eingesetzte Sacramente sind. Auf diesen Glauben und in seiner Kraft will ich leben und gedenken, in ihm selig zu werden. Ich verspreche fortan zu lassen alle von der Kirche abführenden Ketzereien, vor Allem aber entsage und sage mich los von der gefährlichen Ketzerei des Protestantismus und verspreche jeden ketzerischen Gedanken aus meinem Herzen zu reißen durch die Kraft des Gebets, jeden derselben dem Priester in der Beichte offen zu bekennen, die mir aufgelegten Büßungen geduldig und freudig zu tragen, überhaupt aber mit allen Kräften darnach zu ringen, daß ich täglich mehr und mehr ein wahres Mitglied der reinen, alleinen, wahren, apostolischen, römisch-katholischen Kirche werde! Amen."

Als dieses geschehen war, begann der Jesuit zu fragen:

„Sind in Deinem Herzen, Beichttochter, außer der allgemeinen Ketzerei noch besondere?"

„Ich weiß keine," antwortete Ottilie.

„Bist Du Dir noch besondere Sünden bewußt?"

„Ich weiß keine."

„Hast Du nie sündliche Gedanken gehegt in Bezug auf Männer?"

Ottilie schwieg, sie wußte ja nicht, was solche Sünde sei.

„Verstehst Du mich nicht? Hast Du nie den Besitz eines Mannes gewünscht?"

„Ja."

„Welchen?"

„Meines Vetters, des Grafen Sternendorf."

„Hast Du Dich nicht im Traume mit ihm beschäftigt?"

„Ja."

„Auf welche Weise?"

„Ich dachte an ihn!"

„So merke Dir, daß Du auch für Deine Traumsünden der Kirche verantwortlich bist, und jetzt höre, was ich Dir im Namen der Kirche, deren Priester ich bin, zu sagen habe!"

Der Jesuit erhob seine Stimme und sprach ernst und fest:

„Dein Maaß ist voll, Du bist eine arge, entsetzliche Sünderin, Du wärest verdammt, verflucht, vermaledeit hier und dort, wenn Du nicht jetzt noch zur höchsten Zeit durch die Gnade zur Umkehr bewogen worden wärest. So wie Du jetzt bist, über und über besudelt mit dem giftigen Schlamme der entsetzlichsten Ketzerei, kannst Du nicht in die reine Kirche eintreten, Du würdest sie verpesten durch den Gestank Deiner Sünden; Buße, Buße muß Dich erst reinigen. Hast Du mit dieser Buße den Anfang gemacht, und ich sehe den ernstlichen Willen zur Besserung, dann will ich Dich lossprechen von Deinen Sünden, und die heilige Kirche nimmt Dich liebend auf in ihren Schooß! Willst Du Dich der Buße unterwerfen, Beichttochter?"

„Ja, ich will!"

„So beginne heut damit, sobald als möglich, denn Du hast keine Zeit zu verlieren!"

„Ich weiß nicht —" stammelte das arme Kind. —

„Wie Du büßen sollst," fiel ihr der Jesuit in die Rede, „ich werde Dir Anleitung dazu

geben. Morgens, ehe Du Etwas genießest, betest Du die sieben Bußpsalm in lateinischer Sprache, ich werde Dir einen Abdruck senden, alsdann betest Du das Paternoster und das Avemaria nach Anleitung des Rosenkranzes, den ich Dir senden werde. Dann kannst Du Dich den Vormittag über mit der Lectüre frommer Bücher beschäftigen, Mittags enthältst Du Dich aller Fleischspeisen. Abends betest Du wieder die sieben Bußpsalmen und drei Mal den Rosenkranz durch, dann nimmst Du eine Geißel, die ich Dir senden werde, und geißelst Deinen Leib, damit ihm alle sündlichen Gedanken vergehen. Da ich Deiner Reue überdem noch nicht recht traue, wird Deine Kammerjungfer, so lange ich es für gut halte, es übernehmen, die Geißelung an Dir zu vollziehen. Jede [Geißelung muß übrigens wenigstens fünf Minuten dauern. Deine Dienerin wird Dir auch Anweisung geben zum Beten des Rosenkranzes. Jeden Freitag enthältst Du Dich von Sonnenaufgang bis zum Untergang des Essens ganz, und nimmst auch Morgens ein Disciplin. Wenn Du eifrig beginnst mit diesem Heilsgeschäft, so werde ich Dich bald absolviren und kann auch nach und nach Deine

Buße erleichtern. Für jetzt müßte sie eigentlich noch schwerer sein, aber Dein Vater und Dein Vetter, jeder von ihnen will einen Theil derselben übernehmen. Nun erfülle meine Befehle, die ich Dir im Namen der Kirche ertheile, genau, ich gebe Dir meinen Segen zum Anfang Deiner Buße!"

Der Priester erhob sich, mechanisch that Ottilie, die bis jetzt gekniet, ein Gleiches.

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, mein gnädiges Fräulein!" sagte Barnesius mit unverkennbarem Hohn und entfernte sich.

Laut weinend sank Ottilie in einen Sessel.

„Mutter, Mutter," rief sie, „was hast Du gethan!" Aber sie sollte nicht lange sich überlassen bleiben, Otto von Schwaning und Graf Lèvin erschienen, Beide beglückwünschten sie zu ihrem Uebertritt. Ottilie hatte ihren Vater noch nie so gesehen, ihren Vetter begriff sie nicht, ihr Herz war schon halb gebrochen, sie dachte nicht mehr an eine Verbindung mit ihm, sie hatte auf alle irdische, ja sogar auf die himmlische Seligkeit verzichtet. Trotz aller Einladungen der beiden Herren blieb sie auf ihrem Zimmer den ganzen Tag eingeschlossen.

Gegen Abend erschien ihr Mädchen und brachte ihr von Seiten des Priesters ein Formular der Bußpsalmen, einen Rosenkranz, ein Paquet Legenden und Gebetbücher und endlich eine aus sieben starken seidnen Schnürchen, die mit vielen Knötchen versehen waren, zusammengeflochtene Geißel. Das Mädchen, früher ebenfalls Protestantin und erst durch Barnesius bekehrt, zeigte Ottilien die mechanische Art zu beten am Rosenkranz, bei jeder kleinen Kugel ein Paternoster, bei jeder größern ein Avemaria.

Am spätern Abend kam Otto von Schwaning noch ein Mal, er stellte ein mächtiges Crucifix in seiner Tochter Schlafzimmer auf und schenkte ihr ein kostbar mit Elfenbein ausgelegtes Betpult.

Ohne Dank, ohne Bewegung nahm Ottilie Alles hin, ließ Alles geschehen, murmelte vor dem Schlafengehen, nach Anleitung ihrer Jungfer vor dem Kreuzstock knieend, ihre Bußpsalmen und ihre drei Rosenkränze, ließ sich dann von ihr geduldig wie ein Lamm den weißen Rücken entblößen und ihn volle fünf Minuten geißeln. Kein Laut verrieth die heftigen Schmerzen, die sie empfinden mußte. Ruhig ging sie zu Bett, Schlaf fand sie nicht.

Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß der Jesuit von dem verborgenen Gange aus ein unsichtbarer Augenzeuge der Geißelung war.

Da der folgende Tag gleich ein Freitag war, so begann Ottiliens Qual mit dem Frühesten, und das Kammermädchen schlug auf Befehl des Priesters so stark, daß Ottiliens Blut aus mehreren Wunden floß; aber dennoch kein Schmerzenslaut! Gegen Abend wurde die junge Dame, die dem Befehl gemäß den ganzen Tag gefastet hatte, ohnmächtig. Ihre Körperkräfte reichten nicht hin. Barnesius ließ ihr Etwas Fleischbrühe einflößen und sagte zu ihr, als sie sich etwas erholt hatte: „der Weg der Buße ist rauh, aber er führt zur Seligkeit, die Kirche ist mit Dir zufrieden, meine Tochter, fahre so fort!"

Nichts destoweniger befahl der Priester dem Kammermädchen zur gewöhnlichen Stunde vor dem Schlafengehen die Geißelung vorzunehmen. Doch meinte er, sie könne etwas sanfter schlagen und die bereits wunden Stellen vermeiden. Er wollte sich vermuthlich sein Abendvergnügen nicht verderben. So befriedigt ein Jesuit zu gleicher Zeit seine Sinnlichkeit und seine Rache.

Noch zwei Tage vergingen, an denen die

unglückliche Ottilie geistig und leiblich auf's Furchtbarste gemartert wurde, so entsetzlich, daß selbst das Kammermädchen, die doch eine Kreatur des Jesuiten war, sich weigerte, länger die Hand zu bieten zu so unmenschlicher Grausamkeit.

Am dritten Tage verfiel Ottilie in ein hitziges Fieber, das die Berufung eines Arztes nöthig machte. Dieser fand den Zustand der jungen Dame so gefährlich, daß er dringend verlangte, es möge ein zweiter Arzt consultirt werden.

Otto war außer sich, Ottiliens Tod konnte ihn ja aller Früchte seines Strebens berauben. Graf Lèvin Sternendorf schien dem Wahnsinn nahe zu sein, nur der Jesuit behielt seine gewöhnliche Fassung. —

V.

Eine Katastrophe.

Bange Tage vergingen, ein berühmter Arzt aus der Hauptstadt traf ein, das Kammermädchen Ottiliens verschwand, es war zuletzt mit Barnesius gesehen worden. Der Arzt aus der Hauptstadt schüttelte den Kopf, erkundigte sich nach allen möglichen Dingen, erfuhr aber nur, daß Ottilie Protestantin gewesen und ihrer Mutter auf dem Sterbebette gelobt habe, katholisch zu werden. Der Psycholog ergänzte das Uebrige aus den Fieberphantasieen der jungen Dame.

Am neunten Tage ließ er sich bei Herrn von Schwaning melden, er fand den Jesuiten und den Grafen Sternendorf bei ihm.

„Mein Herr," sagte der Arzt in seiner kurzen Weise zu ihm, „ich komme, um mit Ihnen über den traurigen Zustand Ihrer Tochter zu sprechen. Sollen diese Herren hier bleiben?"

„Ich habe keine Geheimnisse vor ihnen," entgegnete Otto!

„So," entgegnete der Arzt trocken. „Nun denn, was Sie mit Ihrer Tochter gemacht haben, kann ich mir denken, es geht mich aber Nichts an; was Sie aber mit ihr hinfort machen werden, das geht mich als Arzt sehr Viel an. Es ist heute eine Krise eingetreten, Ihre Tochter hat eine treffliche Natur, sie wird gesund werden in kurzer Zeit, aber ihr Geist wird nicht gesunden, mein Herr, Ihre Tochter ist wahnsinnig!"

„Nicht möglich!" rief Otto.

„Herr," entgegnete der Arzt, „ich sage es Ihnen, daß es so ist! Wollen Sie den Grund der Zerstörung der geistigen Kräfte Ihrer Tochter wissen?"

„Nun?" fragte der Edelmann mit ungewisser Stimme und die Farbe wechselnd.

„Ich nehme zu Ihrer Ehre an, daß Sie ihn noch nicht wissen; Ihre Tochter ist wahnsin-

nig, weil Sie ein gewissenloser, oder verkehrter Vater sind, Sie haben ihr einen Krimskrams von Religion aufgezwungen und gehandelt, daß es eine Schande ist! Wie konnten Sie dem feisten Herrn dahier, ich sehe es ihm an der Nase an, daß es ein Jesuit ist, Ihre Tochter überlassen? Wissen Sie, daß der Leib Ihrer Tochter auf's Furchtbarste gegeißelt ist? Daß die Wunden, die sie auf dem Rücken hat, in Eiterung übergegangen sind? Hat der Herr dahier, der mich jetzt so giftig ansieht, woraus ich mir aber gar Nichts mache, hat der das schöne, blühende Fräulein vielleicht mit eigner Hand der heiligen Kirche zugepeitscht? Man kennt ja die Herren Jesuiten, sie befriedigen einen wollüstigen Kitzel, indem sie schöne Weiber peitschen, ich habe in meiner Praxis mehrere Beispiele davon gehabt!"

Barnesius wollte reden.

„Halten Sie Ihr Maul, ich rede mit Herrn von Schwaning," fuhr ihn der Arzt an. „Wissen Sie, gewissenloser Vater, daß Sie es sind, der seine Tochter wahnsinnig gemacht hat? Sie allein, denn Sie durften es nicht leiden, daß man so mit Ihrer Tochter umging. Und Sie

hier, blondes Herrchen mit dem Schafsgesicht, Sie sollen, wie ich höre, der Geliebte des Fräuleins sein, die arme Wahnsinnige mischte Sie in Ihre Fieberphantasien. — Ja, sperren Sie nur das Maul auf, Sie mögen mir ein schöner Patron sein, ein sauberes Subjekt, das die Geliebte so von einem erbärmlichen Priester martern läßt. Sie sind ein Edelmann, hat man mir gesagt; wenn's wahr ist, so hat Ihre Mutter mit einer schuftgen Lakaienseele Buhlschaft getrieben, denn nur eine solche konnte so teuflische Dinge ohne Widerspruch mit der Geliebten vornehmen lassen!"

Der alte Mann redete mit der tiefsten Empörung. Weder Otto noch Barnesius vermochten Etwas zu erwidern. Jetzt fuhr der Arzt etwas ruhiger fort:

„Ich kann das Fräulein nicht in Ihren Händen lassen, Sie werden Ihre Tochter, sobald es mein College für möglich erachtet, nach München ins Irrenhaus bringen lassen, werden dem Irrenhaus eine Summe übergeben, von deren Zinsen das Fräulein erhalten werden kann. Wenn Sie es nicht thun, so lasse ich die ganze saubre Geschichte in öffentliche Blätter setzen und

erzähle sie Sr. Majestät dem Könige. Se. Majestät ist ein guter Katholik, aber er würde schaudern, wenn er vernähme, daß solche Gräuel in seinem Lande vorgehen. Ich bin auch ein katholischer Christ, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht sämmtlichen Jesuiten den Hals umdrehen möchte! Alle wahren Katholiken müssen entsetzt sein über Ihr Betragen als Vater, über das Betragen dieses erbärmlichen Liebhabers, vor Allem aber dieses Abschaums von Menschen, der so frech ist, sich einen katholischen Priester nennen zu lassen. Hole sie allesammt der Teufel! Guten Morgen!"

Der alte Geheimerath schritt hinaus, und sprachlos starrten sich die drei Männer an, eine ganze Weile sagte Keiner ein Wort.

Graf Lèvin Sternendorf verließ zuerst schweigend das Zimmer; rasselnd rollte der Wagen des Arztes aus dem Schloßhof.

„Ottilie wahnsinnig," murmelte Otto, „nun ist alle Hoffnung für mich verloren, jemals in Besitz der Kabbala zu kommen! Was meinen Sie, Herr Barnesius, wie löse ich nun mein der Kirche gegebenes Versprechen?"

„Der Freche soll es büßen!" schrie der Je-

suit. Otto sah ihn zum ersten Male in Wuth. „Der Freche, einen Priester zu beschimpfen! Ich will ihn zertreten, wie einen Wurm; der heilige Orden hat einen langen Arm. Kurzsichtiger Narr der! Er wagt es mit der Gesellschaft Jesu, der Gott die Macht gegeben, Throne zu stürzen! Und ein kleines erbärmliches Aerztlein will gegen ihn kämpfen?"

„Beruhigen Sie sich," bat Otto, dem doch nicht wohl zu Muthe war bei dem Gedanken daß der Geheimerath die Krankheitsgeschichte seiner Tochter veröffentlichen könnte, „sagen Sie mir lieber, wie ich nun mein Versprechen lösen kann!"

Der Jesuit faßte sich, er sann eine ziemliche Weile, erwog die Umstände, übersah seine ganze Lage mit gewöhnlichem Scharfblick. Geradezu konnte er sich nicht an dem Arzt rächen, seinem Begehr mit Ottilien mußte nachgegeben werden, denn wenn die Sache öffentlich wurde, so war eine Untersuchung gegen ihn unvermeidlich; diese fürchtete der Jesuit. Zwar wußte er, daß sein Orden ihn nicht fallen lassen würde, aber er wäre dann von Schwaning, wo er wie ein Wolf regierte, entfernt worden, das wünschte

er nicht, vor allen Dingen mußte er jetzt Otto auf seiner Seite, ganz für sich haben, deshalb sagte er:

„Gnädigster Herr, wir müssen hier vereint handeln, wie wir vereint beleidigt wurden; der freche Arzt soll unserer Rache nicht entgehen. Indeß, damit diese ihr Opfer desto sicherer ereile, damit wir Alles vermeiden, was den Leuten Stoff zu müßigem Geklätsch geben könnte, schlage ich Ihnen vor, vorläufig dem Arzt seine Forderung zuzugestehen. Lassen Sie Ottilien nach München bringen und geben Sie eine mäßige Summe ans Irrenhaus. Das Weitere wird sich finden!"

„Aber wie ist's mit meiner Absolution?" drängte Otto.

„Diese ist Ihnen durchaus gewiß, denn für die Kirche ist Wahnsinn gleichbedeutend mit Tod, Ottilie aber ist unter den heilsamen Bußübungen der Kirche wahnsinnig geworden, sie ist als todt zu betrachten, und Sie haben Ihre Verpflichtung gegen die Kirche treulich gelöst, Sie sind ihr Nichts mehr schuldig! Genügt es Ihnen, wenn ich Ihnen einfach als Priester sage: Sie sind absolvirt, Sie sind aller Ihrer Sünde los

und ledig, sind mit Gott versöhnt, oder wünschen Sie, daß ich das Chorhemd überwerfe und Sie unter den üblichen Formeln absolvire."

„Es ist so gut, ich bin zufrieden und danke Ihnen aufrichtig!" rief der Edelmann hoch erfreut. Er eilte an seinen Schreibtisch, nahm das von Eschler mit Chiffreschrift beschriebene Blatt, riß es mitten auseinander, behielt die eine Hälfte zurück, gab die andere an Barnesius, und bat den Jesuiten, das Papier dem Dr. Eschler zu übersenden.

Der Priester versprach es und ging, den Grafen Sternendorf aufzusuchen, über dessen Handlungen er nicht ganz ohne Unruhe zu sein schien.

Da er ihn indeß ruhig vor dem Portale des Schlosses auf und abwandelnd fand, erheiterte sich sein Gesicht. Freundlich trat er auf ihn zu und sagte: „Es thut mir aufrichtig leid, lieber Freund, daß Sie um das allerliebste Mädchen auf so abscheuliche Weise gekommen sind. Wer konnte sich aber auch denken, daß ein Paar leichte Schläge gleich solche Folgen haben würden. Die Schläge, die das junge Mädchen bekommen hat, sind auch sicher nicht der Grund

ihres Wahnsinnes, der liegt tiefer, Ottilie hing zu fest an Ihrer Ketzerei, der Tod Ihrer Mutter, Alles das wirkte auf den schwachen Mädchenverstand. — Sind Sie nicht meiner Meinung?"

„Ja, so ziemlich —" entgegnete Graf Sternendorf mit einem seltsamen Lächeln.

„Sie sind unzufrieden, lieber Freund, Sie liebten das schöne Mädchen, beruhigen Sie sich, der Orden wird Sie zu entschädigen wissen!"

„Ich hoffe es."

„Was wollen Sie aber nun hier länger beginnen? Wollen Sie nach A. gehen mit einem Brief von mir an Dr. Eschler? Hundert Dukaten zur Reise will ich Ihnen auf Rechnung des Ordens geben!"

„Sie haben Recht, was soll ich hier, ich werde baldmöglichst abreisen, ich nehme Ihr Reisegeld an!"

Der Jesuit ging.

Graf Sternendorf sah ihm lange nach, zu sich selbst sagte er dann: „In die Hölle will ich gehen, aber nicht nach A., Du tückischer Satan wirst mir bald folgen!"

Merkwürdig war es, daß am Tage der Ab-

reise des Münchner Arztes auch Ottiliens verschwundene Kammerjungfer wieder erschien.

„Sie sei auf dem Lande bei Verwandten gewesen," sagte sie der neugierig fragenden Schloßdienerschaft. Aber sie hatte Schwaning nicht verlassen, Barnesius hatte sie versteckt gehalten, um sie dem Examen des Arztes aus München zu entziehen.

Obgleich Graf Sternendorf dem Jesuiten versprochen, bald abzureisen, obgleich dieser ihn täglich an sein Versprechen erinnerte, so zögerte doch der junge Mann von Tag zu Tage, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande; und als nach drei Wochen Ottilie, von ihrem Arzt begleitet, nach München abreiste, war er immer noch in Schwaning, er stand am Wagen, als die arme Ottilie einstieg; die unglückliche Wahnsinnige erkannte den einst geliebten Mann nicht, ihr irrer Blick schweifte über ihn hin, und mit einer Stimme, die dem jungen Grafen durch Mark und Bein ging, sagte sie zu dem Arzte: „Geben Sie dem Bettler doch ein Stück Geld."

Der Arzt reichte dem Grafen ein Kreuzerstück und flüsterte: „Nehmen Sie es, Sie wird sonst böse!"

Graf Sternendorf nahm den Kreuzer; er zitterte heftig. Ottilie war schön, wie ehemals, nur der irre Blick störte.

Sie fuhr ab.

Otto hatte seine Tochter nicht einmal wiederbesucht.

An diesem Tage entschloß sich Lèvin endlich auch zur Abreise, gleichgültig entließ ihn Otto, Barnesius gab ihm den Brief an Dr. Eschler, die versprochenen hundert Dukaten und mehrere mündliche Aufträge an einige Häupter des Ordens in A.

Todesblaß stieg der junge Mann in den Wagen.

„Er hat das arme, junge gnädige Fräulein sehr geliebt!" sagten die Diener, an die er über hundert Dukaten an Trinkgeldern austheilte. Otto und der Jesuit waren allein im Schlosse Schwaning, Beide schienen damit zufrieden, Otto weil er nun ungestört cabbalistische Kunststückchen machen, Barnesius, weil er ganz unumschränkt gebieten und sich den Freuden des Wohllebens und der sinnlichen Liebe ungescheut hingeben konnte.

Der Priester glaubte seine Maaßregeln so

gut genommen zu haben, daß er ganz sicher war, sein Leben in behaglicher Ruhe auf dem Schlosse hinzubringen; er wußte nicht, daß nach einigen Tagen schon die Herrlichkeit ein Ende haben würde. Barnesius speiste jetzt auf seinem Zimmer; er hatte Antonien's erste Wohnung im Morgenflügel bezogen, und bat zur Gesellschaft bei Tisch gewöhnlich eine von den Töchtern des Schloßverwalters zu sich, die es sich, wie natürlich, zur höchsten Ehre schätzten, an einem Tische mit ihm zu speisen.

Auch heute war das der Fall. Barnesius saß behaglich beim Nachtisch in dem prächtig eingerichteten Zimmer, er schlürfte behaglich seinen Wein und aß Mandeln dazu, die ihm seine liebenswürdige Gesellschafterin gefällig ausschälte, freundlich streichelte der Jesuit dafür die vollen Wangen des hübschen Mädchens und ergötzte sie durch Erzählung launiger Anecdoten.

Während der Priester in seinem Zimmer es sich also wohl sein ließ, ging Otto von Schwaning unmuthig im Thurmgemach auf und ab. Er erwartete das Postpaquet und damit einen Brief vom Dr. Eschler, er konnte die Zeit kaum erwarten — er war schon halbverrückt vor Be-

gierde nach den kabbalistischen Geheimnissen; diese fixe Idee, die von Barnesius schlau genährt worden war, hatte sich nach und nach zur vollständigen Monomanie ausgebildet. Wir sahen ihn seine Frau begraben, ohne Bewegung; wir sahen ihn unbewegt bei der Nachricht, daß seine Tochter wahnsinnig geworden; er hatte nur noch den einen Gedanken, „geheime Wissenschaft," der beschäftigte ihn so, beherrschte seinen Geist dergestalt, daß er todt war für Alles, was sich nicht direct auf Magie und Kabbala bezog. Dieser Umstand erklärt die fieberhaft gespannte Erwartung, mit der er den Eröffnungen Dr. Eschlers entgegen sah.

Endlich erschien das Postpaquet, mit zitternder Hand warf Otto die Briefe durcheinander, es war keiner mit dem Postzeichen A. dabei, dort hielt sich Dr. Eschler nach der Versicherung des Jesuiten gegenwärtig auf. Unmuthig über die getäuschte Erwartung nahm Otto die andern Briefe auf, er las einige und warf sie gleichgiltig bei Seite. Endlich öffnete er ein sehr starkes Couvert, es fiel ihm ein offner Brief entgegen, dessen Aufschrift von Barnesius Hand war und an Dr. Eschler lautete.

Otto las, er wechselte die Farbe, bald wurde er todesblaß, bald blutroth, er zitterte heftig, aber er las und las, die Buchstaben schienen ihm vor seinen Augen zu tanzen, aber er las bis zu Ende. Jetzt nahm er den lateinischen Brief des Jesuiten an Dr. Eschler, und mit einem Wuthgeheul, das nicht mehr einer menschlichen Stimme anzugehören, sondern aus der Brust eines gereizten Tigers zu kommen schien, sprang er in die Höhe und riß ein Paar Doppelterzerole aus dem Pistolenkasten auf seinem Tisch.

„Geh zur Hölle, Canaille!" brüllte er dem eben mit der Suppenschüssel eintretenden Herrn Meischke entgegen, feuerte sein Terzerol auf ihn ab und sprang wie ein wildes Thier über den Leib des sich in seinem Blute wälzenden Dieners zur Thüre hinaus. Otto flog mehr, als er ging, das Terzerol in der Faust, den ehemaligen Zimmern des Jesuiten zu; er hatte in der Wuth vergessen, daß der Priester eine andere Wohnung bezogen. Brüllend vor Wuth, daß ihm, wie er meinte, sein Opfer entgangen, warf sich Otto in einem der leeren Zimmer auf den Fußboden und wälzte sich wie wahnsinnig eine Weile umher. Endlich schien er sich etwas zu

fassen, zu besinnen, er stand auf, warf die Pistole weg, strich sich das vor der Zeit ergraute Haar aus der Stirn und schritt ein paar Mal hastig in dem Zimmer auf und ab, seine Wangen brannten, seine Augen funkelten, seine Pulse schlugen fieberisch. Zuletzt nahm er das Pistol wieder auf, ging hinaus, rief mit Donnerstimme einen Befehl herunter in den Schloßhof und harrte ungeduldig auf dessen Erfüllung. —

Drei Minuten später trat Herr von Schwaning mit zwei Jägern und zwei Lakaien in das Zimmer des Priesters, alle waren mit Stallpeitschen bewaffnet.

Barnesius fuhr erstaunt von seinem Sitze empor.

„Peitscht mir diesen Betrüger, diesen Schurken vom Schloß!" donnerte Otto auf den Jesuiten zeigend.

Die Diener zögerten.

„Wer noch eine Minute zögert, dem jage ich eine Kugel durch den Kopf!" schrie Otto und hob das Terzerol.

„Zurück," befahl der Priester, „der Fluch der Kirche trifft den, der Hand an mich legt!"

„Losgepeitscht!" erwiderte der Edelmann, der Hahn seiner Pistole knackte.

Da begannen die Diener loszuschlagen; den Fluch der Kirche schienen sie doch nicht so zu fürchten, als den Tod.

Zwanzig Dukaten für den, der am derbsten schlägt extra!" ermunterte der Edelmann, und hageldicht fielen die Peitschenhiebe auf den Jesuiten, der beständig fluchend sich dennoch in der Angst nicht auf den Bannfluch der Kirche besinnen konnte.

„Stoßt ihn zur Thüre hinaus!" befahl Herr von Schwaning. Es geschah, die Gänge, die Treppen hinunter bis auf den Hof, wurde der Jesuit gepeitscht, der anfänglich den Märtyrer spielen wollte und recht langsam ging, aber durch die furchtbaren Hiebe, deren einer sein Auge traf, bald genöthigt wurde, die Märtyrerrolle aufzugeben und zu laufen wie ein gescheuchtes Wild. Mit Halloh und Hussah verfolgten ihn die Knechte, und diese Otto beständig mit gehobenem Pistol.

Im Schloßhof war das ganze Gesinde zusammengelaufen.

„Haut! haut!" brüllte der Herr immer, „der

Bube hat meine Frau ermordet, der Schuft hat meine Tochter wahnsinnig gemacht, meinen Sohn verdorben, betrogen, gelogen, gestohlen, haut, haut!"

Barnesius lief jetzt so schnell er konnte, aber seine Verfolger ließen nicht ab von ihm, Hagelwetter von Steinen und Unrath flogen ihm nach, Verwünschungen aller Art mischten sich unter die Flüche, und das waren dieselben Menschen, die sich vor einigen Stunden noch tief vor ihm gebückt!

Keuchend, blutend, zerschlagen, beschmutzt, blieb der Jesuit am Fuße des Schloßbergs liegen, sein rechtes Auge war ihm aus dem Kopf geschlagen, er brüllte wie ein Thier, halbwahnsinnig vor Schmerz und Wuth. Aber sein Leiden war noch nicht zu Ende. Zwei Stallknechte Otto's erschienen zu Pferde, mit Peitschenhieben zwangen sie den Priester aufzustehen, sie banden ihn an ihre Steigbügel, und davon gings im Trabe. So wie Barnesius den Mund öffnete, schrien die Beiden auf Otto's Befehl: „Eschler, Eschler!" und hieben von oben herab mit ihren Stallpeitschen auf ihn ein.

Ueber Acker und Feld, durch Schmutz und

Stein, ging der Zug, Otto hatte gesagt: „den nächsten Weg an meine Grenze!“

Endlich warfen die Knechte den halbtodten Geistlichen in eine Pfütze und jagten unter lautem Hohngelächter davon.

Wie ein Wolf hatte der Jesuit in Schwaning regiert, wie einen Hund hatte man ihn fortgejagt.

Otto ließ jetzt ein Stückfaß Wein in den großen Saal tragen, lud seine ganze Dienerschaft zu Gaste, theilte Geld unter sie aus, erzählte ihnen, der Jesuit habe seine Frau vergiftet und dergleichen mehr. Die Leute glaubten es zwar nicht, aber sie thaten doch so und waren froh, daß sie befreit waren von der drückenden Herrschaft des hochmüthigen Pfaffen.

Der Jubel der Zechenden erfüllte, bis der Tag graute, die weiten Hallen des Schlosses.

Als gegen Mittag des andern Tages die Meisten ihren Rausch ausgeschlafen, wurde nach dem Herrn gefragt, da aber von Otto auch gegen Abend noch Nichts zu vernehmen war, wurde es den Dienern unheimlich; indeß war die Furcht vor dem Edelmanne so groß, daß es Niemand wagte, den Thurmflügel zu betreten. Erst

am andern Morgen ging der Schloßverwalter zu dem Gerichtsbeamten im Städtchen und theilte ihm die ganze Sache mit. Dieser erschien mit seinem Actuar, requirirte einen königlichen Beamten in der Nähe und ließ die verschlossene Eichenthüre, die in den Thurmflügel führte, mit Gewalt öffnen.

Gefolgt von der gesammten Dienerschaft, traten die Gerichten ein, sie nahmen ihren Weg durch die öden Prunkgemächer, die wir kennen, durch die weiten Säle und auch durch das Zimmer, in dem sich Otto mit Antonien versöhnt. Endlich kam man an das Thurmgemach, die Thüre war nicht verschlossen und der voranschreitende Beamte prallte erschrocken zurück vor dem Leichnam des alten Meischke, der mit zerschmettertem Haupt auf der Schwelle lag. Vorsichtig schritt man über den Todten hinweg und entsetzt blieb der Zug in der Mitte des weiten Gemachs stehen: da saß Herr Otto von Schwaning in seinem Lehnstuhl auf der Estrade.

Eine Weile besannen sich die Gerichtsbeamten, endlich trat der Gerichtsarzt muthig vor, untersuchte eine Weile und sagte denn ruhig: „der gnädige Herr ist todt, ein Schlagfluß hat

ihn getroffen, er ist schon über vierundzwanzig Stunden todt!“

Vermuthlich hatte den Edelmann der Tod ereilt, als er eben schreiben wollte, denn die Finger der rechten Hand hielten krampfhaft eine Feder. Die furchtbare Aufregung, in die er durch das erhaltene Schreiben versetzt war, machte diese Todesart erklärlich.

Es wurde nun ein Protokoll aufgenommen und alle Papiere versiegelt, auch ein Paquet Zeitungen rollte der Actuar eben unter Siegelbogen, als er neugierig das oberste Blatt ansah. Er las: „Am heutigen Tage wurde hier der Leichnam eines jungen, unbekannten Mannes gefunden, der sich an einer Eiche aufgehenkt hatte. In der rechten, krampfhaft geschlossenen Hand, hielt er ein Kreuzerstück, an der linken trug er einen schweren Siegelring mit dem gräflichen Wappen einer Familie, die unseres Wissens in diesen Landen längst ausgestorben ist; die Kleidung verrieth, daß der Selbstmörder den höhern Ständen angehöret habe. Papiere oder andere Gegenstände, die weitere Auskunft geben könnten, wurden überall nicht gefunden. „Dann folgte ein Signalement, das so bezeichnet war, daß

der Actuar es sogleich als das des Grafen Sternendorf erkannte, dann die übliche Aufforderung an Alle, die eine Nachweisung zu geben vermöchten.

Der Actuar theilte dem Gerichtsbeamten die Ankündigung mit. Alle waren überzeugt, daß der gefundene Leichnam der des Grafen Lèvin von Sternendorf aus Berlin sei.

„Er hat sich aus Liebe gemordet,“ sagten Alle, „weil Fräulein Ottilie wahnsinnig geworden.“ Mehrere Diener hatten überdem gesehen, daß Ottilie dem Grafen ein Kreuzerstück hatte reichen lassen.

Die von Schwaningschen Gerichte schickten den Actuar mit einigen Dienern an den Ort, wo die Leiche gefunden, um sie recognosciren zu lassen, und machten, in Betreff Otto's und Meischke's, die nöthigen Anzeigen höhern Orts. Ein Kourier wurde überdem mit der Todesbotschaft an den jungen Herrn Bernd von Schwaning nach F. gesendet.

Man glaubte höhern Orts, des geachteten Namens der Familie Schwaning wegen Rücksichten nehmen zu müssen, man hüllte die ganze Sache in den Schleier des tiefsten Geheimnisses,

lohnte die Dienerschaft ab, stellte das Schloß unter die Aufsicht des Verwalters und ernannte einen benachbarten Edelmann zum Vormund des noch minorennen Bernd.

Oede und verlassen lag das Schloß, das so lange der Schauplatz unserer Erzählung gewesen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Brief, der die nächste Veranlassung zu den eben mitgetheilten Ereignissen gegeben. Er lautete:

Gnädigster Herr!

„Der Mann, den Sie als Vetter in Ihr Haus aufnahmen, war keineswegs, wie Sie glaubten, Graf Lèvin Sternendorf aus Berlin, jetzt ist er ein Todter. Er hat mit beigetragen zu dem Unglück Ihrer Tochter, er will gut machen, was noch gut zu machen ist. Hören Sie, ich bin der jüngste Sohn einer altadeligen Familie Preußens, die ich nicht nenne, weil ich den Namen derselben nicht verunehren will. Leichtsinnige und schlechte Streiche nöthigten meine Familie, sich öffentlich von mir loszusagen, ich brachte mein Vermögen durch und sah nun nur zwei Wege vor

mir, entweder mußte ich betteln, oder ich mußte stehlen. Da machte ich in Berlin die Bekanntschaft eines Mannes, der mich aller Noth entriß und mir in der Ferne nicht nur gute, sondern sogar glänzende Aussichten zeigte, wenn ich ihm folgen und unbedingt gehorchen wollte! Hatte ich eine Wahl? Der Mann war ein geheimer Emissair des Jesuitenordens. Zuerst mußte ich katholisch werden — was galt einem Menschen, wie mir, ein Uebertritt? Dann wurde ich, stets gehörig instruirt, zu verschiedenen geheimen Zwecken benutzt. Bald mußte ich bei einer protestantischen Wittwe den Sekretair machen und die Jesuiten in dem Bekehrungswerk derselben unterstützen; bald spielte ich den Spion des Ordens in diesem, bald in jenem Hause. Bald war ich Graf, bald Baron, bald Officier, bald trat ich als Protestant, bald als Katholik auf — ich hätte auch den Türken, oder den Fetischanbeter gespielt, hätte der Orden es verlangt, mein fügsames Gewissen hatte Nichts einzuwenden. Der Orden wußte meine schöne Gestalt, meine feine Weltbildung und meine vornehm-oberflächlichen Kenntnisse treff-

lich zu benutzen. So ging es mehrere Jahre, nie litt ich Mangel, von den Tausenden, die ich dem Orden erwarb, erhielt ich stets einen reichlichen Antheil und konnte meinen sinnlichen Begierden nach Herzenslust fröhnen.

Der mächtige Orden, dem ich affiliirt wurde, war mit meinem Gehorsam und meinen Leistungen sehr zufrieden. So erhielt ich auch Ende vorigen Jahres Befehl, nach Berlin zu gehen, dort so viele Nachrichten als möglich über einen General von Sternendorf einzuziehen, mich, wenn es irgend ginge, mit ihm bekannt zu machen, und vor Allem, den Character und das Wesen seines einzigen Sohnes zu studiren.

Ich gehorchte, bald war ich ein Freund des jungen Grafen Lèvin von Sternendorf, der ein heiterer, gutmüthiger Mensch, etwas leichtsinnig, sonst aber sehr ehrenhaft, als reicher Kavalier in der vornehmen, großen Welt und ihren Zerstreuungen lebte. In Kurzem war ich in der Geschichte des gräflichen Hauses so bewandert, daß ich kein noch so strenges Examen zu fürchten hatte. Ich wurde abgerufen und erhielt Auftrag, am Tage mei-

ner Abreise einen mit dem gräflich Sternen-dorfschen Wappen gesiegelten Brief, dessen Addresse an Mademoiselle Ottilie de Schwaning à Schwaning lautete, auf die Post zu geben. Es geschah und ich reiste nach A. Dort wurde ich zu einem Manne geführt, der dort als Particulier lebte, Ihnen aber als Dr. Eschler bekannt ist. Dieser sagte mir: der Orden wolle mich für meine Dienste glänzend belohnen, ich solle ein schönes und reiches Fräulein heirathen. Natürlich ging ich sehr gern auf den Plan ein. Sie, gnädiger Herr, sollten Ihr Lebenlang von dem Orden am Gängelbande geführt und gebrandschatzt werden, man hatte Ihnen zur Erlangung von Etwas, was man mir nicht gesagt, die Bedingung gestellt, Ihre Frau Gemahlin und Ihre Tochter katholisch zu machen. Es gelang Ihnen bei Ihrer Frau Gemahlin, man fürchtete, es werde Ihnen bei Ihrer Tochter auch gelingen, und dann hätte man Ihnen das Versprechen halten müssen, was man vermuthlich entweder nicht konnte, oder nicht wollte. Nun sollte ich als protestantischer Graf Sternendorf Ihre Tochter in mich verliebt ma-

chen und mit ihr nach Italien flüchten. Dort sollte Ottilie zum Katholicismus und zur Ehe mit mir gezwungen werden, Sie aber beständig in dem Glauben erhalten werden, Ottilie sei noch Protestantin, die Bedingung also von Ihnen nicht erfüllt. Ich kam nach Schwaning, und es gelang mir, die Liebe Ihrer Tochter, die von dem protestantischen Grafen Sternendorf Viel erwartete, zu gewinnen. Aber es geschah Etwas, das außer der Berechnung des Ordens lag, nämlich ich, der ich nur Liebe heucheln sollte, empfand wirkliche Liebe zu Ottilie, mein Gewissen erwachte, ich wurde unruhig, unsicher, und nur das Zureden des Jesuiten Barnesius, der mich allnächtlich besuchte, hielt mich aufrecht und hinderte meinen ohnehin schwankenden Character, einen Entschluß zu fassen. Jetzt kam der Tod Ihrer Frau Gemahlin — ich weiß Nichts — aber ich glaube nicht, daß er ein natürlicher war, der Orden hatte ein Interesse, die Geburt eines Kindes zu verhindern, Sie hätten ja sonst nach meiner Flucht mit Ottilien dieses Kind an Ihrer Stelle in den Schooß der Kirche legen können. Ich weiß nicht, was den

Orden bewog, bald nachher mit solcher Grausamkeit den Uebertritt Ottiliens zu erzwingen, vielleicht mißtraute mir der Jesuit Barnesius, der mich indeß fortwährend mit der Hoffnung auf Ottiliens Besitz kirrte. Möglich aber auch, daß Barnesius, dessen Sinne, wie ich wohl bemerkte, durch Ottiliens Schönheit gereizt waren, gegen seine Instruction handelte und sein eigenes Interesse über das des Ordens setzte. Ihre Tochter wurde wahnsinnig, ich war es schon halb während dieser Zeit, ich beschloß mich selbst zu morden, denn mein Gewissen war furchtbar erwacht, ich konnte den Gedanken nicht tragen, daß ich die Hand geboten zum Verderben des lieblichen Mädchens, daß ich den Engel, den ich anbetete, selbst tödten geholfen. Ich sende Ihnen den Brief, den mir Barnesius für Dr. Eschler mitgab, ich bin versichert, daß dieser höllische Teufel von Ihnen seinen gerechten Lohn erhalten, daß er mir in die Hölle folgen wird. Elend und lasterhaft, wie ich gelebt, will ich auch enden, ich will mich selbst aufhängen. Ich erwarte keine Gnade, aber ich freue mich, daß mir die Jesuiten in der Hölle begegnen werden."

Der lateinische Brief, den Barnesius an Dr. Eschler geschrieben, lautete in der Uebersetzung:

„Ich sende Ihnen, Hochwürdiger, den Grafen Ihrer Fabrik zurück, er hat schlecht gearbeitet, er hatte sich wirklich in die junge Person verliebt und stand mehrere Male im Begriff, Alles zu verrathen, trauen Sie ihm nicht zu Viel. Ottilie ist in Folge eines hitzigen Fiebers wahnsinnig geworden und wurde in das Irrenhaus zu München gebracht. Freilich habe ich dem kabbalistischen Narren nun Absolution ertheilen müssen, es ging nicht anders, vergeblich habe ich mich bemüht, kommen Sie also nur nach Schwaning, Sie werden dem schon Halbverrückten schon ein hocus pocus vorzumachen verstehen, vielleicht können Sie es so einrichten, daß er ganz verrückt wird. Ich verlasse mich ganz auf Sie, denken Sie an das bedeutende Vermögen, das uns nicht entgehen darf; mit Hülfe unsers getreuen Meischke können wir Viel machen!“

Nun wird man Otto's furchtbare Wuth begreiflich finden, man wird sich nicht wundern über den Schlagfluß, der seinem Leben ein Ende machte, aber schaudern muß man vor diesem höllischen Gewebe von Verbrechen, Verrath, Treulosigkeit und Narrheit.

Und das Alles **ad majorem Dei gloriam!!**

VI.

Zwei Geschwister.

Drei Jahre mochten verflossen sein, seit den Ereignissen, die wir im vorigen Kapitel erzählt haben; ein freundlicher Sommertag lächelte mild und freundlich nieder auf das öde, weite Schloß, das von grünen Bäumen und blühenden Gärten umgeben an eine von Blumen umrankte Todtenurne gemahnte. Drei Jahre war der Sommer vergeblich nach Schwaning gekommen, todt und stille war das alte Schloß geblieben, jetzt kam er wieder, um auch das Schloß aufs Neue zu beleben.

Der junge Herr Bernd von Schwaning hatte sich seit einem Jahre majorenn erklären lassen, und von den weitläuftigen Schwaningischen Gütern durch einen Bevollmächtigten Be-

sitz genommen, während er selbst nach Italien gereis't war.

Von Florenz aus hatte er jetzt an seinen Gerichtshalter den Befehl ergehen lassen, dafür zu sorgen, daß die Zimmer auf der Morgenseite des Schlosses für ihn im modernsten Geschmack hergerichtet würden, da er einen Theil des Sommers auf Schwaning zuzubringen gedenke.

Nun begann es lebendig zu werden in den so lange stillen Räumen des Schlosses; Arbeiter aller Art drängten sich herbei, und der Gerichtshalter sorgte umsichtig dafür, daß der junge Herr die Dienerschaft vollzählig und die Jagdequipage in gutem Stande finde. Wie ein Lauffeuer flog es durch die Schwaningischen Besitzungen, daß der junge Herr heimkehren werde, um gleich seinen Ahnen unter seinen Unterthanen zu wohnen. „Er heißt wie sein Großvater, er wird sein, wie er, nicht wie sein Vater!" sagten die ehrlichen Leute, und im Städtlein Schwaning selbst namentlich war die Freude über diese Nachricht sehr groß.

Es war für den kleinen Ort überall von Bedeutung, ob der reiche Gutsherr auf seinem Schlosse residire, oder nicht.

Je näher der Zeitpunkt rückte, den Bernd von Schwaning zu seiner Ankunft bestimmt hatte, desto eifriger wurden die Schloßbauten betrieben, und Alles war glücklich fertig, als sich der junge Herr durch einen vorausgeschickten Jäger auf einen bestimmten Tag ansagen ließ.

Nur acht Tage noch mußten sich die Bewohner Schwanings gedulden.

Es war während dieses Zeitraums, als eines Nachmittags ein einfacher Wagen mit zwei Postpferden bespannt durch das Städtchen dem Schlosse zufuhr. Der Postillon hielt vor dem Portale, und ein Herr in mittlerem Alter half einer jungen Frau aus dem Wagen, die auf seinen Arm gestützt in das Schloß eintrat.

Der Wagen blieb vor dem Portal angespannt halten.

Der Herr erklärte gegen einen Bedienten den Wunsch, das Schloß zu besehen und ließ sich von ihm durch die neueingerichteten Zimmer führen.

Es fiel dem Bedienten auf, daß die junge Frau mit sichtlicher Bewegung in mehreren Zimmern länger verweilte und im Schloß Bescheid zu wissen schien.

„Warum hat man die Eichen niedergehauen?“ fragte sie an der Abendseite des Schlosses stehen bleibend.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Bediente, „ich bin erst seit drei Wochen hier im Dienste, der junge Herr trifft erst in einigen Tagen aus Italien hier ein!“

Sehr lange verweilten die Fremden in dem Schwaningischen Erbbegräbnisse; der Bediente wollte bemerkt haben, daß die junge Dame geweint habe.

Als der fremde Herr in den Wagen stieg, reichte er dem Bedienten ein anständiges Trinkgeld, und bat ihn, dem jungen Herrn alsbald nach seiner Ankunft ein Billet zu übergeben. Der Bediente übernahm die Bestellung des Billets, die junge Frau verhüllte mit dem Schleier ihr schönes Gesicht, und der Wagen rollte davon.

Man dachte in Schwaning nicht lange darüber nach, wer die Fremden gewesen sein könnten; die Erwartung, mit der Alles der Ankunft des jungen Herrn entgegensah, benahm ihnen jedes Interesse.

Endlich war der große Tag da. Bernd kam

an, und an der Stelle, wo er zuerst die Grenzen seiner Güter betrat, wurde er feierlich von seinen sämmtlichen Dorfschulzen und den Geistlichen der Gemeinden empfangen. Bernd erwiderte mit großer Freundlichkeit alle Grüße und fuhr weiter.

Man staunte — man hatte geglaubt, einen echten, kräftigen Schwaning in Bernd zu finden, und fand einen kränklich aussehenden, feinen, vornehmen jungen Mann, dessen schlaffe, bleiche Züge den Stempel der tödtlichsten Langenweile trugen, um dessen blasse Lippen ein erzwungenes Lächeln so matt und faul lag, wie ein Lazzaroni in der Sonne.

Wie war der junge Mann verwandelt! Matt, blaß, kränklich, reizhaft kehrte er in das Schloß seiner Ahnen zurück, das er als ein kräftiger, ehrgeiziger, kühner Jüngling verlassen.

Jesuitenerziehung!?!

Das Städtlein Schwaning hatte ihm eine Ehrenpforte gebaut, mit langsamen, schleppenden Worten, denen man trotz des freundlichen Lächelns anhörte, daß sich der, der sie sprach, sehr sich langweilte und Nichts dabei dachte, erwiderte er die herzliche Anrede des Bürgermeisters,

lehnte eine Einladung desselben höflich und sich mit Kränklichkeit entschuldigend ab und befahl dem Schlosse zuzufahren.

Kopfschüttelnd sahen ihm die ehrlichen Bürger nach.

„Der ist nicht wie sein Großvater!" sagten sie. „Wir wollen zufrieden sein, wenn er nur seinem Vater gleicht!"

Der elegante Reisewagen fuhr in den Schloßhof, und langsam, von seinem Kammerdiener unterstützt, stieg Bernd aus. Mit einem gleichgültigen Blick begrüßte Bernd das Haus, in dem er geboren, den ehrfurchtsvollen Gruß der versammelten Dienerschaft erwiderte er kaum.

Er war eben im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen, die nach dem Theile des Schlosses führte, den er bewohnen wollte, als ein zweiter Wagen in den Hof rollte. Bernd blieb stehen, Barnesius stieg aus, ganz wie sonst grüßte er hochmüthig und freundlich zugleich, sein sonst schönes Antlitz war jetzt durch das ausgeschlagene Auge häßlich entstellt.

„Willkommen, bester Freund!" rief ihm Bernd entgegen, „ich beunruhigte mich schon we-

gen Ihres langen Ausbleibens. Was bringen Sie für Nachrichten?"

„Gute und schlimme, wie man es nehmen will," antwortete der Jesuit.

„Kommen Sie!" sprach Bernd und verfügte sich Arm in Arm mit dem Verderber seiner Familie in seine Zimmer.

Gleichgültig trat Bernd in sein Gemach, seine Mutter hatte es bewohnt, ein furchtbarer Ausdruck zeigte sich auf dem Antlitz des Jesuiten, aus diesem Zimmer hatte ihn Otto hinauspeitschen lassen!

Bernd warf sich nachlässig in eine Sophaecke.

„Ich bin entsetzlich gelangweilt worden," sagte er, „was macht Ottilie, lieber Freund?"

„Nun, sie ist schon seit einem Jahre geheilt und aus der Anstalt entlassen."

„So, das freut mich. Haben Sie meine Schwester gesprochen, wird sie künftig bei mir leben?"

„Das nicht, lieber Sohn, sie ist seit einem halben Jahre verheirathet, an wen habe ich nicht erfahren können!"

Der Jesuit hatte es recht gut erfahren,

aber er hatte seine Gründe, es geheim zu halten.

„Toll, toll!“ rief Bernd, „eine Schwaning verheirathet sich, und der Chef des Hauses weiß Nichts davon!“

Jetzt meldete der Kammerdiener den Gerichtsverwalter und sein Personal, den Kastellan u. s. w.

„Lieber Freund,“ sagte Bernd ärgerlich, „diese Leute bringen mich noch um mit ihren langweiligen Reden; künftig müssen Sie mir das abnehmen!“

„Sie wissen, lieber Sohn, daß ich Ihnen gern gefällig bin!“ entgegnete der Jesuit.

Bernd empfing das Personal seiner Gerichts- und Hausbeamten, war ganz freundlich mit ihnen und sprach, als er sie entließ: „Meine Herren, Sie werden sich in allen künftigen Fällen nicht persönlich an mich wenden, meine Kränklichkeit verbietet das, sondern stets an meinen Freund hier, den Herrn Domherrn Barnesius, dieser wird die Güte haben, für mich zu unterzeichnen, für Sie gilt seiner Hand Unterschrift als die meinige, ich empfehle mich Ihnen!“

Verdutzt und erschrocken entfernten sich die

Beamten, sie erwarteten eine neue Schreckens-regierung. Wie ein Adler hatte sich der Jesuit verjüngt.

Als Barnesius den jungen Herrn verließ, ging dieser langsam im Saale auf und ab, endlich blieb er an dem Schreibtische stehn und bemerkte einen an ihn addressirten Brief.

Es war das Billet, welches das fremde Paar für ihn zurückgelassen.

„Gleich heute Briefe, gewiß Betteleien!" brummte er ärgerlich, als er das Siegel aufbrach. Staunend las er:

Ew. Hoch- und Wohlgeboren habe ich nicht verfehlen wollen, die Anzeige zu machen, daß ich mich am 6. März d. J. mit Ihrem Fräulein Schwester Ottilie ehelich verbunden habe, unter Zustimmung des Herrn Geheimeraths von Braß, der Ihr Arzt und zugleich ihr gesetzlich bestätigter Vormund war; die leibliche und geistige Gesundheit Ihrer Schwester, meiner Frau, ist trotz den furchtbaren, unmenschlichen Martern, die sie von ihrem ehemaligen Lehrer, dem Jesuiten Barnesius, erdulden mußte, durch Gottes Gnade ganz

wieder hergestellt. Das meiner Frau zuständige Vermögen werden Sie gütigst an den Herrn Geheimerath von Braß in München, der unsere Vollmacht hat, überweisen. Sollten Sie, wir sind freilich sehr ungewiß darüber, und meine Ottilie empfindet es mit tiefem Schmerz, brüderliche Liebe und Zuneigung für uns hegen, so soll uns ein brieflicher Verkehr mit Ihnen, so wie auch Ihr persönlicher Besuch in Berlin äußerst angenehm sein; seien Sie versichert, daß in diesem Falle Sie als Bruder empfangen wird Ihr ergebener Dr. von Schrenk, geheimer Secretair im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten."

Unter diesem Brief standen von Ottiliens Hand folgende Worte: „Lieber Bernd, theurer Bruder, ich will Deine Schwester bleiben; fühlst Du Dich einsam, so komme zu mir, ich bin ja die einzige Verwandte, die Du hast, und meinen trefflichen Mann wirst Du gewiß bald wie einen Bruder lieben. Willst Du aber nicht kommen, willst Du Deine Schwester ganz vergessen, so wird um Dich trauern, aber Dich nicht weniger lieben Deine Ottilie."

Schweigend legte Bernd den Brief hin, eine Bewegung war sichtbar, „es ist ein gutes Mädchen," sagte er leise, „der Freund Barnesius mag ihr schlecht mitgespielt haben, ich kenne das, ich weiß, er war verliebt in sie, sie vermuthlich spröde, da hat er sich gerächt — na, wenn man verliebt ist! —"

Bernd setzte sich jetzt hin und schrieb an seine Schwester:

„Liebe Ottilie, ich kehre eben aus Italien zurück und finde Deinen Brief; die alte Liebe wurde wach in meiner Seele. Werde glücklich mit Deinem Mann, er muß gut sein, wenn Du ihn liebst. Vermuthlich bist Du protestantisch, vermuthlich ist Dein Gemahl kein alter Edelmann, vermuthlich hätte ich mich gegen Eure Ehe gesträubt, wenn ich's eher gewußt; es ist gut so, wie es ist. Sehen werde ich Dich schwerlich auf dieser Welt wieder, denn meines Bleibens ist in Deutschland nicht, ich komme nur, um meine Güter hier zu verkaufen, ich bin bereits zum Geistlichen geweiht und kehre nach abgethanen Geschäften nach Italien zurück. Bewahre mir ein freundliches, liebevolles Andenken, bis wir uns

einst im Himmel wiedersehen, denn wenn ich auch katholischer Priester bin, so muß ich doch glauben, daß Du selig wirst; ich weiß nicht warum, aber ich muß es. Ich sende Dir hier einen Wechselbrief, mit Deinem Geheimrath mag ich Nichts zu thun haben, ich halte die Summe für ausreichend, um Deine Ansprüche als gebornes Fräulein von Schwaning zu befriedigen. Mehr kann ich nicht geben, denn was mein ist, gehört schon der Kirche. Lebe glücklich und werde selig, geliebte Schwester; ehe ich Deutschland verlasse, werde ich Dir auch die Sachen, Bücher und Geräthe unserer verstorbenen Mutter zusenden, sie gehören Dir rechtlich zu; schreibe indeß nicht an mich, ich sage Dir ein brüderliches Lebewohl für diese Welt. Bernd von Schwaning, römischer Priester."

Diesem Brief legte Bernd einen Wechsel auf Ottilie lautend über 800,000 Thaler bei, siegelte ihn und sendete ihn durch einen Reitenden nach dem nächsten Postamte, nicht nach Schwaning.

Der junge Mann schien seinen Freund Barnesius sehr gut zu kennen. Als der Reitende

fort war, sagte er zu sich selbst: „Gut, daß ich das abgemacht habe, Barnesius hätte sich bestimmt dagegen erklärt, und die arme Frau hätte Noth gelitten; denn was kann so ein Ministerialbeamter haben, und eine Schwaning, die letzte Schwaning soll keine Noth leiden. Ottilie war immer gut und sanft gegen mich, zwänge mich mein Ehrgeiz nicht, die Kirche zu wählen, ich hätte wohl Lust, sie zu besuchen, so aber geht's nicht! —"

Einige Wochen später wurde es bekannt, daß Herr von Schwaning seine großen Erbgüter verkaufen wolle. Es machte Aufsehn. Benachbarte Edelleute, alte Freunde der Familie, kamen nach Schwaning, um ihm abzurathen; sie wurden nicht vorgelassen. Deputationen der Gutsunterthanen hatten ein gleiches Schicksal.

Die großen Güter wurden parcellirt; Einer kaufte das, ein Andrer jenes. Was die alten Schwaninge in fünfhundert Jahren zusammengestellt, verkaufte der letzte Erbe ihres Namens in fünf Wochen.

Alle Geschäfte gingen durch die Hände des Jesuiten Barnesius, den jungen Herrn sah Niemand.

Endlich fand sich auch in einem reichen Edelmanne ein Käufer für Schloß und Gut Schwaning selbst. Bernd machte seinerseits nur eine Bedingung: nämlich, daß der Käufer ihm einen Platz in dem Erbbegräbniß der Schwaninge unter der Kapelle überlasse; Bernd wollte nach seinem Tode bei seinen Vätern begraben liegen. Bereitwillig wurde diese Bedingung zugestanden, und noch im Herbst verließ der letzte Schwaning das Erbe, das seine Ahnen fünfhundert Jahre besessen.

Trauernd blickten die Unterthanen dem Wagen nach, der den Letzten jener Schwaninge davon führte, jener Schwaninge, die sie so lange geliebt, denen sie so lange gehorcht. Sie riefen ihm ein wehmüthiges Lebewohl nach; gern hätten sie das Antlitz des letzten Schwanings noch ein Mal gesehen, aber nur das entstellte Gesicht des einäugigen Jesuiten zeigte sich am Schlage.

Bernd lag heftig weinend in der Ecke des Wagens.

Etwa achtzehn Monate darauf erhielt Frau Ottilie von Schrenk, geborene von Schwaning, einen Brief des Edelmanns, der das Schloß ge-

Bayerische Staatsbibliothek München

kauft. Er übersendete ihr vier Kisten, die eine Menge von Dingen enthielten, welche meist der guten Antonie, ihrer Mutter, angehört und deshalb Ottilien theuer waren. Der Edelmann entschuldigte sich über die Säumniß, weil er erst jetzt das Schloß zu Schwaning bezogen.

Vier Jahre später, als Ottilie längst die glückliche Mutter mehrerer Kinder war, las sie in den Zeitungen die Beschreibung der feierlichen Beisetzung der irdischen Reste des hochwürdigen Bischofs von Larissa in part. inf., des Herrn Bernd von Schwaning in dem Erbbegräbnisse seiner Familie zu Schwaning; die hochheilige Gesellschaft Jesu hatte mit großen Kosten die Leiche ihres Schülers aus Italien nach Deutschland führen und sie mit großem Gepränge beisetzen lassen. Der Domherr Barnesius hatte den Conduct begleitet und eine, alle Zuhörer erschütternde Rede gehalten.

Der Orden Loyola's war der alleinige Erbe des letzten Schwaning.

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sc

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Schwaning oder die Jesuiten und ihre Ränke in unsern Tagen Eine Zeitgeschichte

Leipzig 1845

P.o.germ. 617 gx
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111000-4